



MITTEILUNGEN

DER STIFTUNG SOZIALES FRIEDENSWERK

24. Jahrgang, Folge 3

Ausgabe Salzburg

Juli — September 1975

5 Jahre nach dem
Ende des
Zweiten Weltkrieges —
am **26. August 1950**

wurde die Stiftung
„Soziales Friedenswerk“
in Salzburg ins Leben
gerufen.

25 Jahre später...



FESTAKT IN DER RESIDENZ ZU SALZBURG



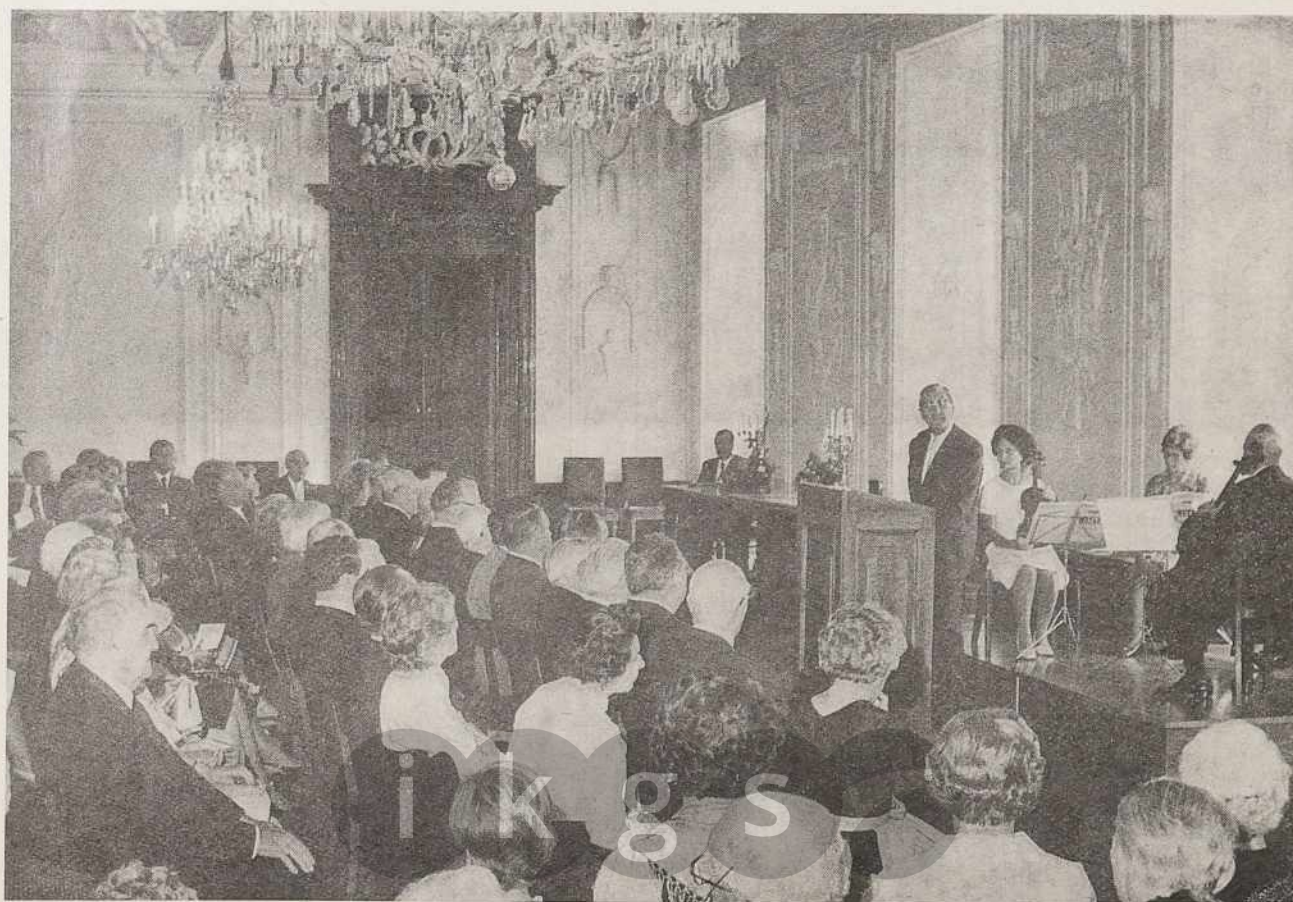
Hauptgeschäftsführer Dr. Norbert Scharnagl begrüßt die Festgäste und Freunde der Stiftung.

Bildpressdienst Madner



Der 83jährige Alterzbischof von Salzburg, DDDr. Andreas Rohrer, nach wie vor Vorsitzender des Kuratoriums der von ihm ins Leben gerufenen Stiftung, zeichnete die Jubiläumsveranstaltung am 6. August durch sein persönliches Erscheinen aus. Nachdem er die Mehrzahl der Ehrengäste begrüßt hatte, wurde er vom Hauptgeschäftsführer (Bild oben) zu seinem Ehrenplatz an der Seite von Landeshauptmann DDr. Lechner geleitet.

Stolze Fanfarenklänge eröffneten um 11 Uhr im ehrwürdigen Rittersaal nunmehr die Feierlichkeit. Behutsam trat Frau Lia Sutter ans Rednerpult und sprach den selbstverfaßten innigen Prolog, an den die beseelten Mozart-Klänge des Quartetts anschlossen, das sich eigens für diese Veranstaltung selbstlos zur Verfügung gestellt hatte. Sodann begrüßte Dr. Scharnagl die Festversammlung (Bild unten und Seite 1), an ihrer Spitze Seine Exzellenz und den Herrn Landeshauptmann, dankbar, als den Repräsentanten jenes Bundeslandes, von dem aus Arbeit und Bemühung der Stiftung ihren Ausgang genommen; der ferner ebenso wie der Herr Bürgermeister der Landeshauptstadt, in dessen Vertretung Stadtrat Dr. Hanselitsch gekommen war, mit dem anschließend vorgesehenen **Empfang durch Stadt und Land** wohl die besondere Hochschätzung der Initiative der Stiftung und ihres 25jährigen Wirkens ausgewiesen haben wollte.



Unter den Ehrengästen hob der Redner weiters die anwesenden **Herren des Kuratoriums der Stiftung** hervor, darunter in Vertretung des Herrn Superintendenten der Evangelischen Kirche, Pfarrer Ing. Sturm, Herrn Pfarrer Lebouton, die Herren vom **Vorstand des „Freundeskreises zur Förderung begabter Jugend“**, die **Landesgeschäftsführerinnen von Tirol, Wien und Salzburg**.

Seine besonderen Grußworte galten den **Mitgliedern der Salzburger Landesregierung**: den Landesräten Dr. Katschthaler und Dr. Moritz, sowie dem Landtagsabgeordneten Alois Zillner in Vertretung von Landesrat Leitner, ferner den persönlich erschienenen **Herren Präsidenten**, der Arbeiterkammer Josef Brunauer, der Kammer der gewerblichen Wirtschaft, KR. Haidenthaller, der Ärztekammer Dr. Grieser, der Industriellenvereinigung Bergrat Dipl.-Ing. Weinberger, der Tauernbahngesellschaft RA. Freyborn, dem Vertreter des Herrn Bezirkshauptmannes Dr. Wiedenhofer.

Mit aller gebotenen Herzlichkeit hieß der Hauptgeschäftsführer schließlich die vielfach von weither zu dieser festlichen Stunde angereisten treuen **Freunde der Stiftung willkommen**, in deren Mitte allein eines solchen **Jubiläums sinnvoll gedacht werden könne**. Sie alle im einzelnen zu begrüßen, sei wohl unmöglich, so möge es erlaubt sein, aus ihrem Rund nur einen Einzelnen ehrenvoll herauszuheben: den langjährigen, namhaftesten Autor der „Herzhaften Hauskalender“ und Ehrenvorsitzenden der Siebenbürger Landsmannschaft, **den deutschen Dichter Dr. Heinrich Zillich** im weißen Haar, der vom Starnberger See nach Salzburg gekommen war. Dem sich Erhebenden wurde länger herzlicher Beifall zuteil.

DIE FESTREDE

25 Jahre Stiftung „Soziales Friedenswerk“, ein reichlich bewegtes Vierteljahrhundert!

Nachdenklich wird die Erinnerung wach, wie war das doch, damals und vorher?

Gefangenschaft. — Wenn Hunger sie nicht unterbrach, liefen die Gedanken wie unaufhörlich zuckende Irrlichter, „warum, woher, aber wohin?“, wie Hans Grimm, der unbestechliche Denker sie später benannte, durch Herzen und Hirne im Kreislauf um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Besitze erst wiedererlangter Freiheit würden Entlassene und Heimkehrer natürlich einen neuen Anfang setzen, was aber mit denen, deren Ernährer „draußen“ geblieben? Was sollte also mit den Familien in erster Linie der Gefallenen, Vermissten geschehen, und dann mit denen, die die Männer infolge Gefangenschaft und weiterer Verfolgung, infolge Versehrtheit oder unter dem Verlust von Amt, Stellung und Heim aus eigenem nicht vor Hunger, Not und Verelendung zu bewahren vermöchten?

Männer, selber vor dem Nichts, der Undurchsichtigkeit des Weiterlebens ausgeliefert, dennoch in ihrem Inneren nicht entlassen aus einer Verantwortung, der sie das Kriegsende oder ihr Geschick schon enthoben zu haben schienen. Bedeutete, das Leben gerettet zu haben, schon neue Pflicht, Aufgabe? Neue Aufgabe? Schon wieder Aufgabe. Wie lästige Insekten kehrten die Fragen wieder und wieder. Wie vertrug sich die nur zu

deutliche Ohnmacht mit neuer Aufgabe... Dazu das Geschehen außerhalb der Stacheldrähte:

Das Land geschlagen und besetzt, seine Städte und Verkehrsknotenpunkte schwerstens getroffen, wertvollste Kulturdenkmäler zerstört.

Und die Menschen? Zu ungezählten Tausenden auf der Flucht oder in Elendsquartieren; ihr Hab und Gut verloren, ausgebombt oder in fremder Hand; sie selbst in Gefahr für Leib und Leben, mitverfolgt, entrechtet, aus ihrer Heimat vertrieben, wehrlos ausgeliefert blindem Haß, ihrer Not und Verzweiflung.

Wir Heutigen, die wir das Geschehene doch zum größten Teil selbst miterlebt haben, vermögen es uns in dieser wohlstandsübersättigten Zeit kaum mehr ins Gedächtnis zu rufen, wie furchtbar alle Wirrnisse, wie zermürbend Hunger und Obdachlosigkeit, wie leidvoll der Tod der Gefallenen und Vermisstenungewißheit, das fragwürdige Schicksal der Kriegsgefangenen auf den Schultern von Hunderttausenden lastete.

Diese Not verlangte ebenso gebieterisch nach Abhilfe wie die Friedlosigkeit unseres Landes überhaupt. Sie verlangte freilich nach einer Hilfe, die keine anderen Voraussetzungen kannte als die der vorbehaltlosen humanitas, losgelöst von allen Fragen politischer Bindungen oder der Konfession, um in ihrer Vorbehaltlosigkeit glaubhaft zu sein und ausschließlich der helfenden Aufgabe zugewandt. In solcher Gesinnung folgte



Dank
an
das Land
Salzburg

der damalige Erzbischof von Salzburg, Seine Exzellenz, Dr. Andreas Rohrer, der ihm vorgelegten Bitte des früheren Oberbürgermeisters von Linz Franz Langoth, und rief gemeinsam mit der Evangelischen Kirche, vertreten durch den Dekan der evang. theol. Fakultät an der Universität Wien, Prof. Gustav Entz, die Stiftung „Soziales Friedenswerk“ auf den Plan, nicht um im Chor der Selbstgerechten Schuld oder Nichtschuld zu prüfen, sondern mit dem Mute echter Menschenliebe und im wahrhaften Geist seines hohen Amtes, nicht zuletzt aber auch in vorausschauender politischer Weisheit überall Not zu lindern, wo sie der Hilfe am meisten bedurfte, vor allem gegenüber den Müttern und Kindern ohne Ernährer, ohne Väter und Brüder, ohne Söhne — den Schwerstbetroffenen unseres Volkes also gegenüber.

Die Proklamation solchen Helfenwollens war von hohen und höchsten Persönlichkeiten mitgezeichnet, darunter von den Landeshauptleuten von Salzburg, Oberösterreich und Steiermark und vom Präsidenten der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz, Univ. Prof. Dr. Burghard Breitner.

Wer überwinden will, muß sich stellen! Immer. Aber erst recht in einer Zeit, wo alle mehr oder minder vor dem Nichts standen und wenig mehr besaßen als die unauswertbare Potenz von Können und Erfahrung, noch immer eine Menge guten Willens und das unausrottbare Verantwortungsgefühl für andere, noch Ärmere.

Meine lieben Freunde!

Es mag zur Tradition jublierender Institutionen gehören, im Zusammenhang mit Rückschau und Ausblick einen Leistungsnachweis zuerst in mehr oder minder eindrucksvollen Ziffern zu erstellen. Vielleicht liegt es an dieser Zeit und der in ihr gelegenen Inflation von Ziffern und Zahlen, daß derartige Nachweise Leser und Hörer sehr unberührt lassen. Ich glaube sogar, es widerspräche geradezu der Ihnen geläufigen Tradition dieses Werkes, wollte es sich nur mit dergleichen manipulierbaren Fragwürdigkeiten brüsten wollen. Gewiß, ich bin erst kürzlich gefragt worden: Ja, wieviel Menschen hat denn die Stiftung in diesen 25 Jahren betreut und mit welcher Summe? Ich habe darauf antworten müssen: wir hatten in allen diesen 25 Jahren nie Zeit genug, sorgfältig zu zählen oder überhaupt zu zählen, würde am Ende eine noch so eindrucksvolle Ziffer herausgekommen sein. Wir hatten und haben in diesen Jahren so alle Hände voll zu tun, daß zu dergleichen doch bloß für die Optik bestimmten Feststellungen kein Spielraum blieb.

Natürlich habe ich vor Tagen das Ergebnis einiger mühsamer Zusammenrechnungen vorgelegt bekommen. Da steht die Gesamtbetreuungssumme in der Höhe von

19.786.010,71 Schillingen.

Sie ist aus unzähligen und ungezählten größeren wie kleineren Teilbeträgen zusammengesetzt. Banken meinen sicher begründet, Geld sei Geld. Uns aber wiegen tausend Schilling aus den Händen so mancher pensionierten Lehrerin — und dort ein hoher Prozentsatz ihres Altersbezuges — dennoch unvergleichlich mehr als die Einzahlung des gleichen Betrages aus dem sehr viel leichteren Vermögen eines uns zugeneigten, aber vergleichsweise Begüterten. Ein hohes, willig dargebrachtes Opfer steht der in gleicher Weise dankenswerten Spende, gegeben aus aufrichtiger Wertschätzung unserer Arbeit, gegenüber und sind doch in jedem Falle anscheinend gleiche 1000 Schilling, wenn es sich um einen solchen höheren Betrag handelt. In der überaus überwiegenden Anzahl fließen unsere Eingänge aus weit geringeren Beiträgen zusammen, soweit nicht unsere Verkaufsaktionen von „Herzhaften Haushalendern“ bei 12.000 Auflage, — **der Künstler, dem die Bände ihre großartige Illustration zu danken haben, Ernst von Dombrowski, zählt zu unseren besonderen Freunden und befindet sich zu unserer Freude mit unter uns** — unser Adventkerzenversand, die vielen Kartenserien und schließlich 23 Lotterie-Gewinne erbringen, die der Arbeit zufließen und Gewinne sind, weil wir den Vertrieb selbst in der Hand haben, d. h. aber auch, die ganze Vertriebsarbeit selber durchzuführen haben.

Die genannte Ziffer von fast 20 Millionen an finanzieller Betreuung löste aber auch die Überlegung aus, wieviel Zeitaufwand ihre Einbringung und Wiederausgabe im Rahmen der Gesamtbearbeitung der Stiftungsaufgaben beanspruchen mag.

Mehr als $\frac{1}{4}$ des Gesamtarbeitsaufwands betreffen jene Betreuungsleistungen, die mir nicht in Ziffern faßbar sind, was aber, wenn man schon rechnen will, bedeutet, daß die ausgewiesenen S 19.786.010,71 mit 5 multipliziert werden müßten, um zu einem annähernd richtigen Leistungsgesamtbild in Ziffern zu kommen, das von einer Handvoll hauptamtlicher und hauptsächlich ehrenamtlicher Mitarbeiter vollbracht werden konnte: Zeitbedingt lag das Arbeitsschwergewicht lange bei der Mithilfe zur Wiedererrichtung von Existenzen, häufig berufsfremden. In Salzburg stand OLG.R. a. D. Dr. Poth, in Linz Oberstaatsanwalt Welzl, in Graz RA. Dr. Widowitz, Dr. Helmut Schmid, in Wien OLG.R. a. D. Dr. Sturm einer **ehrenamtlichen Rechtsberatung der Stiftung** vor, die so manche gut gehende Anwaltskanzlei unserer Jahre weit in den Schatten gestellt hätte!

Die Wirrnisse der Verhältnisse brachte es ebenso mit sich, daß die gesundheitliche Versorgung weiter Kreise mehr als im Argen lag. Es ist mir nicht möglich, die nahezu **unübersehbare Vielzahl aller jener Ärzte** aufzuführen, die über Vermittlung der Stiftung kommentarlos Patienten aufnahmen und mit ihren Familienangehörigen laufend kostenlos versorgten.

Herausgehoben werden sollte vielleicht noch die umfangreiche Bemühung und **Beratungshilfe bei der Erringung von Renten oder Pensionen** über ungezählte Behördeninterventionen nach entsprechender Vorbereitung, schließlich die **Vermittlung von direkter Hilfe** von Betreuern zum Betreuten, weil Helfenwollende durch so manche üble Erfahrung lieber unmittelbar selber helfen wollen statt diese Hilfe über eine Institution zu leiten; und nicht zuletzt **die umfangreiche Kinderferienverschickung von über 5000 Kindern und Aufwendungen von über einer Million Schilling bis heute samt den Ausbildungs- und Studienbeihilfen in Höhe von S 1.022.367,40.**

Alle damit verbundene Arbeit, abgesehen von der großen organisatorischen, die sich also keineswegs in der Sammlung und Verteilung von Geld- und Sachwerten erschöpft, entzieht sich aber dem nüchternen Rechenstift!

Was besagen die Ziffern also im Grunde? 19 Millionen stehen etwa **100 Millionen als annäherndem Wert der Gesamtbetreuungsarbeit** gegenüber, aber auch nicht mehr.

Das Opfer aber wie die Not, sie haben viele leicht verwundbare Gewänder und selbst ihre Dichte offenbart sich nur schwer, scheu und wortkarg! Wenn wir Träger dieser Arbeit in den ersten Jahren des schweren Anfangs nicht aus der langjährigen Flammenhölle des Krieges und der mitleidslosen Eiseskälte der Gefangenschaft, — so und nicht anders geformt, — gekommen wären, dem Lauten abhold, Worten entfremdet und mißtrauisch gegenüber?

Wie hätten wir anders noch immer die Stimmen der Toten gehört, mahnend und für die Ihren fordernd, um dessetwillen, das in seiner unbeschreiblichen Fülle einst ein unumstößlicher Begriff umschloß: Kameradschaft, wie sie wohl nur im Angesicht des Todes wächst?

Wie hätten wir anders das Ohr für die Dunkelgewandeten, Frauen und Mütter, und ihre oft so trostlose Verzweiflung haben können in ihrem Leid um ihre gefallenen Männer und Söhne, in ihrer bitteren Sorge um ihre Kinder, um deren inneren wie äußeren Werdegang, in der Bewältigung ihrer nahezu ausgewaschenen Not des Tages?

Wie hätten wir anders die verschlossene Jugend an unser Herz zu nehmen vermocht, um sie mit aller jener Liebe wieder zu erfüllen und aufzuschließen, die niemand dringender brauchte als die in ihrer Vaterlosigkeit leidgeprüfte Jugend, irre an ihrer Umwelt, gequält durch Lüge und Verleumdung. Die Stiftung hat damals, aufgerüttelt durch erschütternde Begegnungen, mahnend den schicksalsträchtigen Satz in die Öffentlichkeit gerufen: **Wer dieser Jugend den Glauben an ihre Väter nimmt, hat keinen Glauben mehr von ihr zu erwarten!** Und wir wußten um den Wahrheitsgehalt solcher Feststellung...

Sie alle riefen mit der Inbrunst ihrer ungestillten Sehnsüchte, ihrer mitbegrabenen Hoffnungen und Verzichte auf Glück und Erfüllung, dem grenzenlosen Jammer ihrer ausgebluteten Herzen, nur — ihre Lippen schwiegen.

Wer also hätte das dunkle Läuten ihrer Schweigsamkeit hören sollen, wenn nicht wir, gleich schweigsam geworden oder geblieben, und nicht gerufen, zu reden,

sondern zu tun in solchem Vermächtnis der letzten Schweigsamkeit, nämlich im Vermächtnis der Toten; sie in ihrem Schweigen allgegenwärtig, gestern, heute, morgen.

Wie gründlich aber hat unsere Zeit vergessen, unsicher geworden zwar beim gedankenlosen Genuß verschwenderischer Fülle, dennoch unwillig vor der unbequemen Erinnerung an für immer überwunden und vergessen Geglaubtes. Wer freilich könnte es nachhaltiger bekunden, daß solche resignierende Feststellung nicht alle trifft, als die Stiftung im dankbaren Bekenntnis zu ihrem Freundeskreis. Denn es ist ein Gewaltiges, in dieser so wandelbaren Welt unwandelbare Freunde zu besitzen!

Da fragte schon mancher verwundert, wie das wohl käme mit dieser seltsamen Treue gegenüber einem Wirken, von dem man so wenig zu hören bekäme, wenn man nicht gerade zu den Empfängern der „Mitteilungen“ der Stiftung gehöre; unbedankte Treue dazu, wenn nicht gerade ein Kinderbrieflein aus Arriach käme. Das sei wohl so wie mit diesem „Herzhaften Hauskalender“, auf den sein Leserkreis alle Jahre schon warte? Tatsächlich warte, unterstrich mir erst kürzlich ein Landesrat, nicht aus Salzburg, verwundert und blätterte in einem Jahrgang, in dem er das Stifterwort fand: „Untergehenden Völkern entschwindet zuerst das Maß.“

Ich möchte glauben, unser Hausbuch und Arriach mit unserem Jugenderholungsheim und diese so verwunderlich scheinende Treue gehören im letzten zusammen. Anders eben als Zahlen es ausdrücken können, anders als die bruchstückhafte Aneinanderreihung unserer Aufgabengebiete in ihrer Bedeutung für die Betroffenen, gibt die unmittelbare Begegnung Aufschluß über das Geheimnis, das da Unwissenden über unserem Werke zu schweben scheint.

1954 – wurde Arriach

das die Stiftung erwerben konnte. Mit der Fülle und Pracht seiner Blumen, Bäume und Sträucher, mit der reichen Herzenswärme von über 700 ehrenamtlichen Führungskräften und Helfern(innen), die sich immer wieder, freiwillig, aufopfernd in den Dienst solcher Jugendbetreuung stellten.

Arriach trägt ein klares, inneres Gesicht. Unabdingbar bekennt es sich, seinem ihm eigenen und allein gültigen Gesetz folgend, zur Erkenntnis des ebenso weisen wie gütigen Dichterarztes Ludwig Finckh: „Mit einem Tropfen Liebe kannst du Wunder verrichten!“

Wenig später fiel das Tuch der Enthüllung vom Stein, den wir als Ehrenmal zum Gedächtnis der Gefallenen und Vermissten gesetzt, in Arriach, das eine Heimstätte der Gefallenenjugend geworden. Untersberger Naturstein aus den schenkenden Händen der **Mayr-Mellnhof'schen Marmorwerke**, verladen und nach Kärnten überführt durch die **Spedition Wildenhofer**, an deren Spitze damals ein Offizier noch des Ersten Weltkriegs stand: Wenig Worte. Keine Rechnung für solche Last, selbstverständlich. — Um den Stein hingen seither die Fahnen, sang die Jugend, er hörte so manches nachdenkliche Mahnwort: „Du hast den Frieden, den du gibst!“ Wenn es dem bösen Nachbar aber nicht gefällt?

Ein anderes des großen Franzosen Antoine de Saint Exupéry: „Nicht die Summe von Interessen schafft Gemeinschaft, sie entsteht vielmehr aus der Summe an Hingabe.“ Braucht unsere Jugend nicht solches Mahnen, damals wie heute und heute mehr denn damals?

Der Stein stand hinter der grübelnden Überlegung: man müßte die vaterlose Jugend aller dem Weltkrieg verhafteten Länder und Völker zusammenrufen. Sollte das allen gemeinsame Leid um den toten Vater nicht dazuhelfen können, über Grenzen und Mauern der Feindseligkeit hinweg zusammenzufinden, zu überwinden, in eine Gemeinschaft zu führen, die zwingend, mit solcher Jugend voran, die Völker aneinanderschloß?

Und sie kamen. Aus Norwegen der erste. Dunklen Blicks trat er vor mich hin, der Trygve: „Dem Handschlag voraus, mein Vater stand gegen Euch Deutsche!“ — „So seid Ihr gerufen, über die Gegensätze, die die Väter getrennt, einen neuen Weg des Verständnisses für einander und der aufrichtigen Freundschaft zu einander zu suchen und zu gehen!“ Da schlug er ein.

Es sollte der machtvolle Fels werden, den einer in einen dunklen See stößt, daß die Wellenkreise des Aufpralls größer und weiter werden, bis sie den ganzen großen See umschlössen.



Traum? Illusion? In drei Sommern trafen sie sich, der gewonnenen Freundschaft zu einander gewiß. Sie hörten **Prof. Sedlmayr und Günther Schwab**, Männer der Wirtschaft, der Presse, der Wissenschaft und Kunst. Hörten **Heinrich Zillichs Leitsatz**: „Die Grenze hat das Ganze im Herzen. Die Grenze des Abendlandes ist des Ganzen Schicksal“, und **Wilhelm Pleyer** „nicht vergessen sollen wir, sondern erkennen und überwinden!“. Die **Weltmeisterin im Segelflug, Hanna Reitsch**, erzählte ihnen leuchtenden Auges, wie da oben aus der Vogelperspektive die Grenzen kleine werden und klein die Probleme der Menschen, die sie so wichtig nähmen, aber die Nähe Gottes wachse den Einsamen da oben zu und mache ihr Herz demütig. Die Mädchen und Jungen aus all den Ländern verschiedener Zunge, sie kamen, hörten, fragten im Grunde wenig, dankten und gingen. Um zu bewahren? Weiterzugeben? Der Fels versank und Wind zerschlug die Kreise.

Traum? Illusion?



Bedingungslose Kapitulation — die Fortsetzung des Krieges mit moralischen Mitteln

„Die deutschen Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft sind vollständig geschlagen und haben bedingungslos kapituliert, und Deutschland, das für den Krieg verantwortlich ist, ist nicht mehr fähig, sich dem Willen der siegreichen Mächte zu widersetzen. Dadurch ist die bedingungslose Kapitulation erfolgt, und Deutschland unterwirft sich allen Forderungen, die ihm jetzt oder später auferlegt werden.“

Mit dieser Feststellung beginnt die fünfzehn Artikel umfassende „Deklaration bezüglich Deutschlands“, die am 5. Juni 1945 in Karlshorst bei Berlin von den Generalen Eisenhower, Schukow, Montgomery und de Lattre de Tassigny namens ihrer Regierungen unterzeichnet worden ist (Dokumentation zur Deutschlandfrage, hrs. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn 1959, 25).

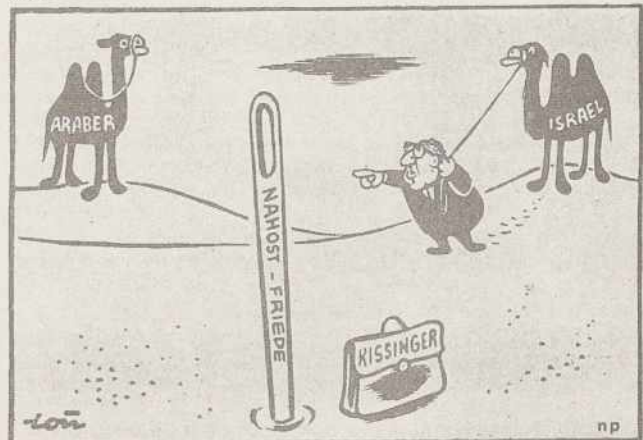
Die Deklaration bestätigt nochmals die militärischen Kapitulationsurkunden vom 7. Mai in Reims und vom 8. Mai in Karlshorst und ordnet weiterführende Maßnahmen an, „denen Deutschland nachzukommen verpflichtet ist“ (aaO). Der Krieg gegen Deutschland war militärisch zu Ende, seine Fortsetzung mit Mitteln der Psychologie und der Politik beschlossen; einer Politik, die sich von dem herkömmlichen Brauch, wie mit dem Besiegten zu verfahren sei, dadurch unterschied, daß sie sich weder völkerrechtlich noch moralisch die geringste Zurückhaltung aufzuerlegen brauchte. Deutschland galt den Siegern mehr als ein Gegner, es war in Steigerung des Propagandakrieges aus der Zeit des Ersten Weltkrieges zum moralisch abgrundtief bösen Feind stilisiert worden, der Zeit seiner Geschichte eine negative Sonderrolle gespielt habe und der demzufolge in Art eines Kreuzzuges physisch und jetzt psychisch zu vernichten sei.

Die Formel dafür hatte Präsident Roosevelt am 24. Januar 1943 anlässlich der Konferenz von Casablanca gegenüber der Presse geprägt. Sie lautet: „unconditional surrender“ bezüglich Deutschlands, Italiens und Japans. Mit dieser Erklärung war der totale Krieg bis zum totalen Sieg gefordert worden. Der Krieg war damit nicht mehr im Sinne von Clausewitz „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, sondern er wurde um seiner selbst willen geführt und unter wohlweislicher Ausschaltung des diplomatischen Spiels, das herkömmlicherweise dann wieder in Gang gesetzt wurde, wenn wie z. B. nach Königgrätz und nach Sedan die militärischen Kräfte gemessen waren und die Raison der Politik wieder einsetzte, um zu überprüfen, inwieweit der Gegner im Hinblick auf den künftigen Frieden verhandlungsbereit war. Man sah darauf, daß dies nicht unter entehrenden Bedingungen geschah.

Dieses Wechselspiel von „Staatskunst und Kriegshandwerk“ (vgl. Gerhard Ritters gleichnamiges Werk) hat Bismarck beherrscht zu benutzen gewußt, und er hat sich nicht gescheut, selbst die Unnade seines Königs in Kauf zu nehmen, wenn es galt, die Politik wieder in die Verantwortung zu führen, damit auch nach dem Kriege Gemeinschaft im Sinne des Konzerts der Mächte möglich sei. Der Krieg war Mittel zu einem begrenzten Zweck, nicht Selbstzweck; und vor allem stand er noch nicht im Rang eines Arbeitsbeschaffungsprogramms rezessiver Volkswirtschaften. Von Bismarck stammt das Wort, der Politiker möge sich rechtzeitig vor einem Waffengang nach der Stichhaltigkeit seiner politischen Zielsetzungen umsehen, damit er auch nach dem Kriege noch in der Lage sei, dessen Opfer rechtfertigen zu können.

Allerdings unterscheiden sich Kriege des 20. Jhs. von denen des vorhergehenden dadurch, daß sich seinerzeit die Außenpolitik an Mächten, Einflüssen und Situationen orientierte und nicht an moralischen Kategorien von gut und böse, wie sie in Ablösung des Prinzips der Staatsraison zum bestimmenden Kriterium des vom Journalismus moralisierten demokratischen Zeitalters geworden waren. Mit der Erklärung von Casablanca waren jeder Politik die Hände gebunden, der Krieg selbst wurde geführt, als habe das Jüngste Gericht und ein letztes Exempel vollzogen zu werden, um mit diesem letzten aller Kriege ein für allemal den Krieg aus der Welt zu bannen („war to end war“). Mit der Elie

einer unfehlbaren Moral hielt man über Kriegsverbrecher und zu notorischen Friedensstörern Erklärten Gericht. Das „vae victis“ geht immer im Gefolge der bedingungslosen Kapitulation, das Massaker hängt vom Belieben des triumphierenden Siegers ab. Die Willkür über den bedingungslos Ausgelieferten zeigt sich an solchen Vorgängen wie der Einebnung Karthagos nach dem dritten punischen Krieg, an solchem Bilde wie den aus ihren Toren ausziehenden Bürgern von Calais mit dem Galgenstrick um den Hals (1346), an Prozeß und Ergebnis von Nürnberg. Nicht ohne Anlaß meinte Thukydides, der weise Feldherr müsse kühn in der Kriegsführung sein, aber maßvoll beim Friedensschluß; und um des Siegers Versuchung zur Hybris zu wehren, war beim Triumphzug dem römischen Triumphator ein Sklave beigegeben, der dem Feldherrn wiederholt ins Ohr zu raunen hatte: „Herr, bedenke, daß du sterblich bist!“



Unternehmen Nadelöhr

Wer die bedingungslose Kapitulation fordert, muß notwendigerweise des Gegners gänzliche Demütigung und Entehrung beabsichtigen, nach dem totalen Krieg den totalen Sieg verlangen und die Bestrafung dermaßen gründlich vornehmen, daß der Besiegte nimmermehr die Kraft gewinne, sich für die entehrende Behandlung zu rächen. Furcht vor Rache, Furcht vor geschichtlichen Wechselfällen hat den totalen Sieger noch immer dazu verleitet, alle, die sich der physischen Vernichtung entzogen haben, mittels psychischer Umerziehung gefügig und vergeßlich zu machen. So verfuhr schon die Inkas, gleichermaßen das Papsttum des Mittelalters über Katharer, Waldenser und Albigenser, und solches vollzieht sich vor unsern Augen als erbarmungslose Charakterwäsche an südvietnamesischen Offizieren, die in Gefangenenlagern die Jubelhöre der Befreier zu singen haben.

Wir erlebten es kürzlich aber auch im würdelosen Schauspiel des „Festes der Befreiung“ in der „DDR“: „Wir dürfen uns heute zu den Siegern der Geschichte rechnen“ (Neues Deutschland, vgl. FAZ v. 7. 5. 75). Die Gehirnwäsche geht seitens der mitteleuropäischen Machthaber so weit, daß man selbst den Sinn des Soldatentodes nachträglich kriminalisiert: So legten am 9. Mai die Spitzen von Partei und Staat der „DDR“ am „Ehrenmal für die gefallenen sowjetischen Helden“ in Berlin-Treptow feierlich Kränze nieder. Nicht so an Gräbern deutscher Soldaten. Warum das so ist, hat die „Stimme der DDR“ zu erklären versucht: „Gewiß denke man in vielen Familien in der DDR an ‚verlorene Väter und Söhne‘. Aber niemand könne sich vor der Wahrheit drücken, daß sie für den faschistischen Eroberungskrieg gestorben seien und jeder deutsche Soldat objektiv an dem größten Verbrechen der europäischen Geschichte beteiligt war“. Auch die deutschen Kriegsoffer würdigen hieße, „den Charakter des Krieges zu verschleiern, ihn letztlich als irgendeinen Krieg zu deklarieren, in dem beide Seiten nur ihre Pflicht taten“. Genau das wolle die DDR nicht“ (aaO). Die Perversion ist nicht mehr zu überbieten: die Geschichts-, Traditions- und Wertvernichtung im Gefolge einer bedingungslosen Kapitulation.

Arriach, das geliebte. Wer wollte von all dem erzählen, das dort geschah, ein tiefes, schweres Buch, doch versiegelt und nur einer besonderen Stunde wegen behutsam aufgeschlagen. Keine Blume, kein Strauch, kein Baum, den wir nicht selber mit Liebe gepflanzt, gesetzt. Und erst die Rosen, die die Rosenschule Prinz bei Wolfsberg in Kärnten uns geschenkt!

Das alles, liebe Freunde, war in langen 25 Jahren Euer Werk, wir die Vollstrecker. Von der Mühsal sage ich nichts und schweige von der Größe des abverlangten Einsatzes, aber lassen Sie mich einen Augenblick inne halten und jener meiner engsten Mitarbeiter gedenken, die nach solchem Arbeitspensum inzwischen von

uns gegangen sind wie unsere geliebte Schwester Gret eine von ihnen war.

Daß diese Jahre, randvoll des schweren Erlebens und Tuns wie des Segens aus höchster Hand, dies Wirken erlaubten, erfüllte Beschenkte wie Schenkende immer wieder mit inniger Dankbarkeit. Dank heute in dieser festlichen Stunde auszusprechen in vieler Namen, liegt mir vor allem Ihnen gegenüber am Herzen. Wer vermöchte ihm aber vorbehaltloser Ausdruck zu geben als in aller seiner Unschuld — ein Kind. So rufe ich meine Hannelene, sie möge jetzt, stellvertretend für Sie alle, Seiner Exzellenz, dem Gründer der Stiftung, an deren Ehrentage den Rosenstrauß dankbarster Verehrung überreichen.

Alle Anwesenden erhoben sich ergriffen von ihren Plätzen.



August 1975. — Wohl verschoben sich die Gewichte der Stiftungsarbeit in natürlicher Entwicklung. Wofür sie dereinst auf den Plan gerufen, diese ihre Aufgabe ist im wesentlichen erfüllt. Aus der Tradition ihrer Jugendarbeit leitet sich mit Kinderferienverschickung und Ausbildungsbeihilfen an zwar mittellose, aber begabte und leistungswillige junge Menschen ein bleibendes bedeutsames Arbeitsgebiet ab. Kranke, Schwache, zur Selbsterhaltung Unfähige werden nur jener Fürsorglichkeit teilhaftig werden können, die die Leistungsfähigen mit ihrem Arbeits- und Leistungsausmaß ermöglichen. Ihnen Jahr um Jahr neue Brücken zu bauen zu einem sie befriedigenden Ausbildungsziel, zählt wohl zu den wichtigsten Bausteinen einer darin gesicherten Zukunft unseres Landes.

August 1975. — Vieles hat sich um uns gewandelt, ob immer zum Besseren? Völkerrecht, Humanität, Charta der Menschenrechte, Jahr des Menschenrechts, Europäische Kommission der Menschenrechte? Gaeta, Breda und Spandau sprechen Hohn dagegen. Gaeta mit dem letzten österreichischen Kriegsgefangenen Walter Reder, Breda in Holland mit seinen drei alten, schwerkranken deutschen Kriegsverurteilten und Spandau mit dem über 80jährigen Rudolf Heß in Einzelhaft, ohne jegliche Vergünstigung, dem man sogar den zustehenden Rechtsvertreter verweigert, obwohl gegen ihn, den erst vor kurzem freiwillig zurückgetretenen Bundesjustizminister, keine persönlichen Einwände vorliegen können.

Vergeblich alle Bemühungen um Entlassung aus völkerrechtswidriger Haft, vergeblich die Bitten um Gnade. 30 Jahre nachher, seitdem die Waffen schwiegen...

Grausam, unmenschlich das Leid, immer nur der Einen. Zum Schweigen verurteilt und ohnmächtig die Sehnsucht der Völker. Mit der Kettenreaktion immer neuer Diffamierung und Kollektivbeschuldigungen kann weder nach innen noch nach außen je ein neuer Anfang gesetzt werden, so wenig wie mit der Lüge im Geschichtsbild durch Entstellung, Selbstbeschmutzung und Verleumdung. Heute stehen durch die klare Veröffentlichung unzähliger historischer Fakten und Geschehnisse, unanfechtbarer Dokumente so viele und unerläßliche Korrekturmöglichkeiten zur Verfügung, daß das Festhalten an bisherigen Lesarten völlig unverständlich bleibt. Die Unglaublichkeit muß eines sehr absehbaren Tages auf die offensichtlich liebedienerschen Urheber zurückschlagen. Noch niemand hat das so weit ausschlagende Pendel festzuhalten vermocht!

Was uns allen also brennend not tut, wäre ein großes Reinemachen mit der Wiedergewinnung jener unvergänglichen Wertskala, ohne die ein aufrechtes Volk und in ihm eine aufrechte Jugend ein in Notzeiten haltbares Fundament nicht gewinnen kann. An der Spitze solcher Hinwendung zur Wahrheit, Klarheit und Lauterkeit auf allen Lebensgebieten sollte freilich jene Generalamnestie stehen, die die Stiftung in zweieinhalb Jahrzehnten ihres stillen Wirkens immer wieder nachdrücklich gefordert hat. Aus ihrem Geiste sollte endlich, endlich überwunden werden. Denn das Bekenntnis zur Liebe ist stärker als aller Kotau vor dem Haß.

Und die Jugend müßte an die Unverrückbarkeit solchen Bekenntnisses glauben dürfen.



Ein Kinderbrief aus Arriach:

Liebe Mami

Wir haben heute zum zweitenmale den Wimpel bekommen. Für unsere schöne Stube. Liebe Mami, ich habe leider kein Briefpapier mehr gehabt, jetzt habe ich einfach vom Block ein Blatt herausgerissen. Heute in der Früh gab es Müsli das schmeckt ja sooo gut. Zu Mittag gab es Pastaschutta ich habe 3 Portionen gegessen.

Wir dürfen in der Mittagspause keine Briefe und Karten schreiben, nur liegen. Aber die Tante hat es mir ausnahmsweise erlaubt. Wir brausen jede Woche zweimal (Montag und Donnerstag). Ich bin fast die älteste von der Gruppe. Nur ein Mädchen ist um ein paar Monate älter als ich. Aber sie kommt auch in die erste Hauptschule. Sie ist meine beste Freundin. Sie heißt Ilse. Liebe Mami, ich war schon krank. Ich habe Infektion gehabt. Mir war den ganzen Tag schlecht. Gegessen habe ich den ganzen Tag nichts. Es hat fast das ganze Zimmer gehabt, Anita aber nicht. Wir haben 14 Kinder 11 haben es gehabt. Liebe Mami Der Onkel Norbert hat gesagt, er glaubt, unter uns sind Wölfe und die fressen die kleinen Kinder auf: 10 Kinder sitzen an einem Tisch, zuletzt waren es nurmehr 3 Kinder. Viele Bussi und Grüße

Deine Claudia und Anita

Mit den Satzzeichen hält sie es nicht, aber es gab keinen Fehler sonst! Und krank waren wirklich nahezu alle 91 Kinder, zum Glück nicht auf einmal, und ein weiteres Glück, die Magen-Darminfektion verlief relativ harmlos und ging rasch vorüber, ohne Fieber. Wenn eins freilich bis zu 7 mal in einer einzigen Nacht erbrach, aufgewischt, Betten überzogen werden mußte und das mehrere zugleich? Nachtruhe war da wenig drinn und so mancher Erholungserfolg beeinträchtigt... Doch in Dorf und Stadt war es nicht anders. Letztendlich tat es weder der Freude, noch im Grunde dem Appetit wesentlichen Abbruch!

Warum es so schmeckte?

Edeltraud, unsere Küchenleiterin, hatte in Irene Kramer eine hervorragende Lehrerin an ihrer Kärntner höheren Bundeslehranstalt. Eines von deren Hauptfächern war die Ernährung. Sie schöpft also aus profundem Wissen, wenn sie schreibt. Denn man kocht heute gesünder, schneller, rationeller. Geänderte Lebensgewohnheiten, neue Erkenntnisse der Medizin und Ernährungswissenschaft bewirken dies. Edeltraud hält sich an das Koch- und Lehrkochbuch ihrer verehrten Lehrerin. Und mit Erfolg! Den Kindern schmeckt's!!

Irene Kramer, Schnellkochen mit Grundrezepten, 6. Auflage, 320 Seiten, 70 Zeichnungen, Stocker Verlag, S 253.—. Wir können das Buch nur empfehlen...

Am Sandkasten (Bild links) spielten nicht nur die Kleinsten gern...

Vom Brennpunkt Berlin und dem Leben der geteilten Stadt berichtete unser Gast den gespannt zuhörenden und fragenden Großen.

Arriach-Fotos von Michael Leischner, Villach.



Über die Stiftung, die in diesem Jahre voll Genugtuung auf ein 25-jähriges Wirken zurückblicken darf, muß ich Ihnen als den besonderen Freunden dieser bedeutsamen Arbeit nichts aussagen. Die meisten von Ihnen wissen seit 25 Jahren von ihr und haben sie in der verdienstvollsten Weise unterstützt, ihre aner kennenswerte Tätigkeit ja überhaupt ermöglicht. Es gehört wohl zum bewunderungswertesten daran, daß nicht staatliche Subventionen oder die Zuweisung geregelter Beträge das Fundament dieser Stiftung bilden, sondern nahezu ausschließlich das Zusammenwirken ihres Förderer- und Freundeskreises, wahrlich keine Selbstverständlichkeit in dieser Zeit!

Es ist aber zugleich der lebendige Beweis für den unendlich fruchtbaren Erfolg einer Arbeit, die von der gesammelten Willenskraft einzelner darin herausragender Menschen getragen wird, wenn sich mit ihrem festen Willen die Not der Zeit als Triebfeder und der schöpferische Idealismus angesprochener Herzen verbünden.

Dazu war es ein Weg in der Stille, ganz ohne Aufhebens, denn hier wurde bewußt auf eine breitere Mitwirkung der Massenmedien verzichtet. Das klingt fast merkwürdig und konstruiert und hat doch eine natürliche Begründung, daß man nämlich mit der Not seiner Mitmenschen nicht hausieren gehen kann, wenn man Wert auf ihr Vertrauen legt. Schuldlose Not erlaubt in Wahrheit keine sensationelle Aufmachung, ohne das natürliche Schamgefühl der Betroffenen wie schließlich aber auch der Gebenden zu verletzen. Wir finden hier also ein Beispiel dafür, daß es auch anders geht, wenn man nur helfen

und Not lindern will. Andererseits gewinnt der die Menschen am ehesten zur Mithilfe, der die Liebe und Güte ihrer Herzen anzusprechen weiß! Wir wissen heute, daß dies dem „Sozialen Friedenswerk“ in überreichem Maße gelungen ist. Der Anruf an die Menschlichkeit im Gefolge von Krieg und Kriegsende, verbunden mit dem aufopferungsvollen Einsatz der Träger seiner Arbeit, erbrachten den nachweislichen Erfolg und einen außerordentlichen dazu.

Sie kennen ja alle wie ich den von der Stiftung auch seit mehr als zwei Jahrzehnten herausgegebenen „Herzhaften Hauskalender“, den ein so namhafter Künstler wie Ernst von Dombrowski so reizvoll und zu Herzen gehend zu illustrieren weiß, der ja gleichfalls zu den besonderen Freunden gehört, —

hier finden wir z.B. einen der Wege zu den Herzen der Menschen, den dieses Werk so bewunderungswürdig zu gehen weiß.

Ich freue mich, meine Damen und Herren, Sie heute hier kennen zu lernen, soweit Sie der Einladung zu dieser festlichen Stunde Folge zu leisten vermochten. Sie gehören in dieser gewiß etwas willkürlichen Auswahl zu den treuesten Freunden einer Stiftung, der die Tat stets wichtiger war als das Wort. Sie haben mit unterschiedlichen Beiträgen, aber alle aus vollem Herzen gegeben, ohne nach Dank zu fragen, die stolze Rückschau auf ein Vierteljahrhundert unermüdlichen Wirkens ermöglicht! Heute liegt es an mir, Ihnen namens des Landes auf richtig zu danken und Sie zugleich zu bitten, auf diesem Wege zu bleiben.



Letztes Lied

J. M. Wehner

Wie auch der Frühling lodert
In Feuern wunderbar:
Ich seh nur, wie vermodert
Das Laub vom alten Jahr.

O Kreis, der fest geschlossen!
O Stäte, die entflieht!
Mein Herz ist ausgegossen,
Und hoch die Wolke zieht.

Ein Vogel kommt geflogen,
Berührt so leicht den Ast,
Ist mir vielleicht gewogen
Als holder Fenstergast.

Des süßen Vogels Kehle
Durchschallt das ganze Haus:
Sing mit, du arme Seele,
Nie singt die Welt sich aus.

Zum Tode

Otto Skorzenys

In Madrid erlag am 5. Juli der ehemalige Oberst der Waffen-SS und schon zu Lebzeiten legendär gewordene Mussolini-Befreier Dipl.-Ing. Otto Skorzeny einem Krebsleiden. Der Leichnam wurde eingeäschert und die Asche am 16. Juli nach dem letzten Wunsch des Verstorbenen im Familiengrab auf dem Döblinger Friedhof in Wien beigesetzt. Ein stattliches Trauergelicht mit der Witwe, der Tochter und dem Schwiegersohn Dr. Rieß an der Spitze erwies dem Toten die letzte Ehre, die Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger und der Waffen-SS, die spanischen Waffenkameraden, die Wiener akademische Burschenschaft „Markomannia“, deren Alter Herr Skorzeny gewesen war, sowie hunderte Wiener und Wienerinnen, die von dem in der Öffentlichkeit vorher nicht bekanntgegebenen Begräbnis irgendwie erfahren hatten, waren zur Stelle.

Oberst Hans-Ulrich Rudel, der berühmte Sturzkampfflieger und mit dem goldenen Eichenlaub höchst ausgezeichnete Offizier der deutschen Wehrmacht, Dr. Hans Kraß namens der mit ihren Chargierten aufgezogenen „Markomannia“, Oberst Walther Dahl, Kommandeur der deutschen Rammjäger, und ein Vertreter des österreichischen Kameradschaftsbundes hielten Gedenkreden, mit denen die Leistungen des Toten gewürdigt wurden, und verabschiedeten sich von ihm. Großadmiral a. D. Dönitz, Nachfolger Adolf Hitlers als letzter deutscher Reichskanzler, und Generalcapitan Tomás García de Bull hatten telegraphisch ihre letzten Grüße entboten. Unter Vorantragung der Orden des Toten, eines Stahlhelmes und inmitten eines Meeres von Kränzen, unter denen sich auch einer der Division Charlemagne befand, fand die würdige Trauerfeier mit dem Liede „Wenn alle untreu werden“ ihren ergreifenden Abschluß. Dem Vorbild deutscher Mannes- und Soldatentugend war unter dem Leitwort „Seine Ehre hieß Treue“ die letzte Ehre erwiesen worden.

Das sagt sich leichtthin, ist aber in einer Zeit wie der unseren, in der die Schmähung des deutschen Namens und insbesondere der Rufmord an der deutschen Wehrmacht sozusagen zum Tagesgeschäft der Politik und der Journalistik gehören, durchaus nicht selbstverständlich. Denn gegen Oberst Skorzeny schwebte ja, obwohl ihn ein alliiertes Gericht von der Anklage der Kriegsverbrechen freigesprochen hatte, immer noch ein österreichischer Haftbefehl (und übrigens auch ein Auslieferungsbegehren des kommunistischen Satellitenstaates CSSR), und es war von vornherein durchaus nicht so gewiß, ob die österreichischen Behörden nicht Schwierigkeiten machen würden. Daß dies nicht geschah und daß die österreichische Presse, von Ausnahmen abgesehen, im großen und ganzen über Skorzenys Lebenslauf und Helmingang sachlich berichtete, ja daß sogar das österreichische Fernsehen einen von den üblichen Gehässigkeiten freien Bildbericht über das Begräbnis ausstrahlte, gereicht Österreich zur Ehre. Über den traurigen Anlaß hinaus war es ein Lichtblick der Wiederbesinnung auf Ehre und Anstand, der Erinnerung an bleibende menschliche Werte.

Und damit ist dem kühnen Draufgänger, der mit der Befreiung Mussolinis aus der Gefangenschaft im Felsenstern Gran Sasso in den Abruzzen sogar den Feinden Bewunderung abnötigte und dem neben vielen anderen militärischen Bravourleistungen dann nach Kriegsende die Flucht aus einem Gefangenenlager in Darmstadt und hernach in Spanien der Aufstieg zum wohlhabenden und einflußreichen Kaufmann und Regierungsberater glückte, noch im Tode ein letztes Meisterstück gelungen: Er hat eine erste Bresche in die Mauer der Diffamierung, der politischen Verleumdung, der Verächtlichmachung deutschen Wesens geschlagen. Auch das sei ihm bei dem ehrenden Gedenken, das wir diesem Vorbild deutscher Mannhaftigkeit schuldig sind, unvergessen.

Dr. Fritz Stüber

Eckartbote, Folge 9/1975.

WIR GEDENKEN IN EHRFURCHT

unseres Kalenderautors
des Dichters

Josef Magnus
Wehner

und seiner lieben Frau

Brigitte
Wehner

die ihrem vor mehr als Jahresfrist unendlich friedlich vorangegangenen Manne am 22. August dieses Jahres in hohem Alter nach einem mit großer Geduld getragenen Leiden nachfolgte.

Sie hatte ihre letzten Lebensjahre unter das Leitwort
Sursum corda

gestellt. „Mit Ihnen glaube ich an die Nähe und Hilfe unserer geliebten Toten. Sie sind uns ja nur nicht mehr sichtbar, doch das seelische Band wird nie zertrennt werden“ (aus ihrem letzten Briefe).

Unseres Freundes

Dr. Ernst
Schögl

Wie nur von Wenigen darf von ihm rühmend ausgesagt werden, daß er ein reich erfülltes, aber ein Leben der strengsten Pflichterfüllung, ja mehr, ein Leben opfervoller, unermüdlicher Hingabe an alle von ihm als wesentlich erkannten Anliegen auf sich genommen hat, um sie zielstrebig zu verwirklichen.

Denn er war ein Mann der Tat. Seinem rastlosen Einsatz kann Außerordentliches nicht genug gedankt werden.

Unseres Freundes

Dr. Hans
Kutschera

ao. Univ.-Professor i. R.

Ein großes, erfülltes Leben, das der Höhen wie der Tiefen nicht entbehrte, ist mit ihm vollendet. Bis in die letzten Tage trug er am Schicksal seines Volkes, zu dem er sich allzeit bekannte, auch dann, als so manche vermeintlich Klügere davon schwiegen.

Darin, vereint mit sehr viel bereitwilliger Güte, die er nicht nur den Seinen, sondern auch der Stiftung gegenüber um ihrer von ihm als bedeutsam anerkannten Aufgaben willen deutlich bekundet hat, bleibt er uns unvergessen.

Unsere Begabtenförderung in Ziffern

Es konnten ausgeworfen werden

im Studienjahr 1958/59	S 71.460.—
im Studienjahr 1959/60	S 86.430.—
im Studienjahr 1960/61	S 92.100.—
im Studienjahr 1961/62	S 101.560.—
im Studienjahr 1962/63	S 122.751.—
im Studienjahr 1963/64	S 125.300.—
im Studienjahr 1964/65	S 126.671.—
im Studienjahr 1965/66	S 129.032.—
im Studienjahr 1966/67	S 219.271.—
im Studienjahr 1967/68	S
im Studienjahr 1968/69	S 117.090.—
im Studienjahr 1969/70	S 79.137.—
im Studienjahr 1970/71	S 90.027.—
im Studienjahr 1971/72	S 120.902.—
im Studienjahr 1972/73	S 204.750.—
im Studienjahr 1973/74	S 210.449.—
im Studienjahr 1974/75	S 154.549.80

„Ungeeignete Mütter“

Führender britischer Politiker mahnt: Engländer sollen sich auf besseres Erbgut besinnen

Sir Keith Joseph, führender konservativer Politiker und ehemaliger Sozialminister im Kabinett Heath, hat am 19. 10. 74 mit einer aufseherregenden Rede in Birmingham einen Sturm der Zustimmung und der Entrüstung in England erzeugt. Sir Keith wies warnend darauf hin, daß die schwere Krise, die gegenwärtig Großbritannien schüttelt, weniger ein wirtschaftliches als ein moralisches Problem sei. Das britische Volk sei nämlich weitgehend degeneriert und den hohen Anforderungen der heutigen Zeit kaum noch gewachsen.

Sir Keith machte hierfür die lachse und liberale Gesinnung der Engländer selbst verantwortlich. Ein großer Teil der sozialen Unruhe und der wirtschaftlichen Minderleistungen werde dadurch ausgelöst, daß es die Eltern verlernt hätten, ihre Kinder zu brauchbaren Staatsbürgern zu erziehen.

Das schlimmste aber sei, daß „ungeeignete Mütter“ das Britengeschlecht ruinierten: niemand nehme mehr an halbwüchsigen Müttern Anstoß, die selbst noch einer Erziehung bedürftig wären, jedoch bereits im Zustand der Unreife selbst wieder Nachwuchs in die Welt setzten, ohne instande zu sein, sich um dessen Aufzucht zu kümmern.

Eine nicht minder große Gefahr sieht Sir Keith in der Zerstörung der Familie; die Zahl der nicht im Elternhaus aufwachsenden oder nach außerehelicher Geburt dem Staat überlassenen Kinder wachse von Jahr zu Jahr und sei fast schon bestimmend für die heranwachsende Generation. Niemand achte mehr auf gesundes Erbgut. Jedes dritte Kind in England sei auf diese Weise bereits ein „Problemkind“, das bald zum Kriminellen werde, bestenfalls in einem Erziehungsheim, meistens jedoch im Gefängnis lande.

Demgegenüber werde die Zahl der lebensstüchtigen Menschen, die alle Lasten zu tragen hätten, immer kleiner. Viele von ihnen verzagten, weil das Gesetz der Gleichheit sie praktisch gegenüber dem Lebensuntüchtigen deklassiere. Viele



Promotion einer Stipendiatin der Stiftung an der Universität Innsbruck.

An die Klassenlehrerin

Bei Durchsicht der Schulhefte meiner Tochter mußte ich feststellen, daß man nun auch schon Volksschülern der ersten Klasse das „computergerechte“ Schreiben des Datums beibringen will. Als Vater und Erziehungsberechtigter bin ich mit der Schreibweise des Datums in dieser Art — „1975.01.10“ — nicht einverstanden, denn wir Mitteleuropäer lesen die Zahlen und Buchstaben von links nach rechts und nicht wie zum Beispiel Chinesen von rechts nach links.

Ich bitte Sie daher, die Schreibweise des Datums so auszuführen, daß jeder Mitteleuropäer es sofort lesen kann, ohne zum Beispiel vorher mit chinesischer Schreib- und Leseart vertraut sein zu müssen.

(Durchschlag des Briefes eines unserer Leser an die Lehrerin seines Kindes.)

Briten drängten deshalb ins Ausland und gingen der Nation verloren.

Als Ursachen der von ihm festgestellten Degeneration der Engländer bezeichnet Sir Keith die Verformung des Lebenswillens und der Lebenskraft durch ein von den Sozialisten seit vielen Jahren betriebenes „schiefes Sozialdenken“. Die sozialistische Gleichmacherei habe nicht etwa den Lebensschwachen nach oben geführt, sondern lebensstarke Menschen nach unten nivelliert. Wenn England überleben wolle, müsse es nicht nur an seiner Wirtschaft heranzukurieren versuchen, sondern müsse der latenten Degeneration des Volkskörpers scharf entgegenreten, indem man sich wieder auf die immer gültigen

und unwandelbaren Gesetze natürlichen Lebens besinne. —

Dazu erklärte der linke Transportarbeiterführer Jack Jones: „Die Worte von Sir Keith sind sehr typisch für die Gedanken, die Hitler in „Mein Kampf“ ausgedrückt hat. Ich bin erstaunt darüber, daß er so schändliche und reaktionäre Ideen vorbringt.“

Andere Linke werfen dem konservativen Politiker vor, daß er jüdischer Abstammung sei und es deshalb unverzeihlich wäre, von ihm „Nazithesen“ zu hören. Vielleicht aber wären die vorlauten Linken in Großbritannien gut beraten, gerade deshalb auf ihn zu hören.

LYNKEUS

Der Kampf gegen die Alleinschuldlüge

in der Zeit der Weimarer Republik wurde noch gedacht und gehandelt

Als Fritz Tobias nach jahrelangen Forschungen den Beweis führte, daß der Deutsche Reichstag 1933 nicht von den Nationalsozialisten, sondern von dem holländischen Kommunisten Marinus van der Lubbe angesteckt worden war, brach damit eine immerhin über volle zehn Jahre als besonders beständig angesehene Lüge zusammen. Golo Mann bezeichnete den Vorgang damals als „volkspädagogisch unerwünscht“.

Aber, diesen Einwand hört man heute immer wieder, an der „Alleinschuld“ Deutschlands am Zweiten Weltkrieg könne doch nicht gezweifelt werden. Da lägen die Dinge doch völlig klar. Neuerdings wird in zunehmendem Maße hinzugefügt, daß ja auch am Ersten Weltkrieg die Hauptschuld wohl bei den Deutschen gelegen habe.

Während die Behauptung der Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg Zentralpunkt des Nürnberger Urteils war, wurde die Feststellung der Alleinschuld Deutschlands am Ausbruch des Ersten Weltkriegs als Artikel 231 in den Versailler Vertrag aufgenommen. Dagegen richtete sich der einhellige Widerstand aller Deutschen. Ein Widerstand, wie es ihn nach dem Zweiten Weltkrieg, zum alleinigen Nutzen der Sieger, nie gegeben hat.

Daher erscheint es nützlich, sich des nach 1919 vertretenen Widerstandes gegen die Schuld-Lüge der Siegermächte zu erinnern.

Schon am 21. Juni 1919 hatte die Reichsregierung in einer Note an die Alliierten erklärt: „... Deutschland legt weiterhin den größten Nachdruck auf die Erklärung, daß es den Artikel 231 des Friedensvertrags, der von Deutschland fordert, sich als alleinigen Urheber des Krieges zu bekennen, nicht annehmen kann.“

Dieser Standpunkt wurde in der Folgezeit unverändert beibehalten. Außenminister Dr. Walter Rathenau am 13. Juni 1922: „Ein Urteil kann nur gesprochen werden, von einem vollgültigen Tribunal. Unser Suchen und Werben um Wahrheit aber wird nicht ruhen, bis im Namen der Geschichte ein befugtes Tribunal seinen Spruch gefällt hat.“

Reichskanzler Dr. Wirth am 30. August 1922 vor Vertretern ausländischer Zeitungen: „Sie haben selbst gesehen, wie sich das deutsche Ehrgefühl gegen eine solche Behauptung sträuben muß, und wir wissen auch, daß die Folgen jenes Urteilsspruchs, der lediglich vom Ankläger gefällt wurde, unser Volk in immer tiefere Leiden stürzen.“

Nach Reichskanzler Dr. Cuno (22. März 1923) ergab sich aus dem veröffentlichten Depeschenwechsel der russischen Diplomatie der unanfechtbare Beweis, „daß alles, was von der französischen Regierung über Deutschlands Verhalten und Entstehung des Weltkriegs gesagt wurde, erfunden oder tendenziös entstellt ist“.

Reichsaußenminister Dr. von Rosenberg am 9. August 1923 im Reichstag: „Das ist der ungerechte Schuldanspruch von Versailles, der das Verhältnis der Völker vergiftet. Neben aller materieller Not lastet die moralische Ächtung, die der Schuldanspruch von Versailles über uns verhängt, schwer auf der Seele des deutschen Volkes.“ Reichspräsident Ebert bei der Totengedenkfeier am 3. August 1924: „Im August 1914 ist das deutsche Volk nur zur Verteidigung der bedrohten Grenzen seines Vaterlands in den Krieg gezogen.“

Es folgte der Widerruf des erzwungenen Kriegsschuld-
anerkenntnisses durch die deutsche Reichsregierung am 29. August 1924: „Die uns durch den Versailler Vertrag unter dem Druck übermächtiger Gewalt auferlegte Feststellung, daß Deutschland den Weltkrieg durch seinen Angriff entfesselt habe, widerspricht den Tatsachen der Geschichte.“

Reichskanzler Dr. Luther vor der ausländischen Presse: „Die wahre Verständigung und Versöhnung zwischen den Völkern kann nicht vollendet werden, solange ein einzelnes Land zum Verbrecher an der Menschheit gestempelt wird.“ Am 28. Oktober 1925: „Die Frage der Kriegsschuld bewegt die Seele des ganzen deutschen Volkes.“

Die Verbalnote der Reichsregierung vom 26. September 1925 wiederholt die Ablehnung aller Behauptungen, „die eine moralische Belastung des deutschen Volkes in sich schließen“. Reichspräsident von Hindenburg im Kalender des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände 1926: „Man hat uns beschuldigt: Ihr seid die Anstifter des Weltkriegs! Man hat die Ehre des deutschen Volkes vor Gegenwart und Zukunft an den Pranger gestellt. Diese schwere Verleumdung der Nation geht jeden Deutschen an.“

Reichsaußenminister Dr. Stresemann am 23. September 1927 in einem Interview für den „Matin“: „Das Volk empfindet die Behauptung, daß das furchtbare Geschehen des Weltkriegs auf Deutschlands Initiative zurückzuführen sei, als die schwerste ihm zugefügte Beleidigung.“

Reichskanzler Dr. Marx in Essen am 30. Oktober 1927: „Wir müssen und wollen in dieser Frage lediglich vom Standpunkt der Moral und der Ehre aus kämpfen. Wir werfen die Frage nach der Kriegsschuld in der Überzeugung auf, daß eine wahre Versöhnung der Nationen unmöglich ist, solange ein Mitglied der großen Völkerfamilie in den Augen der anderen gebrandmarkt wird und bleibt. Wir empfinden die Behauptung, als habe Deutschland den europäischen Brand entfesselt, als eine schwere und tiefverletzende Ungerechtigkeit.“

Während es aber für demokratische Reichsregierungen der Republik von Weimar — sei es aus Ehrgefühl, sei es aus politischer Vernunft — eine Selbstverständlichkeit war, fortgesetzt die Lüge von der Alleinschuld Deutschlands am Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu bekämpfen, um dem deutschen Volk so die Gleichberechtigung bei den bevorstehenden außenpolitischen Auseinandersetzungen zu erkämpfen, gefallen sich die Regierungen der Bundesrepublik Deutschland darin, ständig Schuldbekennnisse abzulegen.

So konnte die Kriegsschuld-Lüge zu einer Daumenschraube werden, die beliebig angesetzt wird, um die Deutschen zunächst moralisch vor der Welt zu diskreditieren, damit sie sich danach politisch leichter erpressen lassen.

Deshalb haben die Erforschung der geschichtlichen Wahrheit und der Kampf gegen die Kriegsschuld-Lüge gerade heute noch hochaktuelle politische Bedeutung. Dabei geht es weder um Rechtfertigung noch Verherrlichung der jüngsten Geschichte, vielmehr um eine Pflicht der Elterngeneration gegenüber den Nachfolgenden, die keinen Tag länger „belastet“ bleiben und niemals Opfer politischer Erpressungen werden dürfen.

v. Th.

An die Stiftung „Soziales Friedenswerk“ 7. 7. 1975

Es drängt mich, Ihnen zu sagen, wie sehr mir Ihr Artikel „Bewältigung ohne Augenmaß“ aus der Seele geschrieben war. Ich kann jedes Wort dieses Aufsatzes unterschreiben, ich bin aber auch ganz überzeugt, daß es viele Menschen gibt, die leider Gottes nicht derselben Auffassung sind und die in einer falschen Friedensliebe alles, was den Menschen seit eh und je heilig war — Vaterlandsliebe, Liebe zur Nation, Liebe zur Muttersprache — verneinen.

Ich hoffe, daß Ihr Artikel etliche Menschen aufrüttelt. Das Soziale Friedenswerk ist eine der tröstlichsten Erscheinungen nach dem schrecklichen Weltkrieg, und wie Sie eigentlich richtig sagen, nach zwei Weltkriegen.

Ich wünsche dem Friedenswerk wie immer Fortbestand und mögen viele Menschen es mit Aufmerksamkeit lesen und sich selber prüfen, und zu der Einsicht kommen, daß gewisse Werte auf dieser Welt eben doch nicht ganz auszumerzen sind.

Ich möchte meine paar Zeilen noch schließen mit den Worten: „Möge uns der Himmel den Frieden erhalten und allen anderen Menschen auch.“

Ihre langjährige und treue Anhängerin
Margarita Hatschek

Appell der Rußlanddeutschen

Während Willy Brandt touristische Reisen nach Sibirien unternimmt, suchen Zigtausende von Deutschen in der Sowjetunion um eine freie Ausreise aus dem Sowjetparadies nach.

Mit keinem Wort hat man gehört, daß der SPD-Vorsitzende sich für ihre Anliegen eingesetzt hat. Wenige Stunden vor seinem Eintreffen in der Sowjetunion machten erneut Rußlanddeutsche westlichen Korrespondenten in Moskau Petitionen an den Bundeskanzler, die KSZE und andere Institutionen zugänglich.

Es ist nicht das erste Mal, daß sich auf die Weise Rußlanddeutsche, die seit Jahren auf ihre Auswanderung in die Bundesrepublik Deutschland warten, Gehör verschaffen: Im März vorigen Jahres waren es rußlanddeutsche Christen aus dem Altai-Gebiet, die sich mit einem Hilferuf an UNO-Generalsekretär Dr. Kurt Waldheim gewandt hatten, da sie dort und in Kasachstan, wie der dortigen rußlanddeutschen Presse entnommen werden kann, geradezu unglaublichen Pressionen ausgesetzt sind.

Drei Monate danach hatten Rußlanddeutsche aus Estland einen Appell an Bundespräsident Walter Scheel gerichtet und ihn gebeten, sich für ihre Ausreise einzusetzen, während Bundeskanzler Schmidt einen Brief von Rußlanddeutschen aus Kasachstan und Kirgisien erhielt.

In vielen Fällen geht es heute aber gar nicht mehr um die Familienzusammenführung, sondern einfach um den Wunsch, nach Deportation und Benachteiligung gegenüber anderen nationalen Minderheiten, die heute noch anhalten, die Sowjetunion zu verlassen.

Von den 1,8 Millionen Rußlanddeutschen sind das vor allem die sogenannten Administrativumsiedler. Dabei handelt es sich um rund 350.000 Deutsche, die 1941 in die Ukraine unter deutsche Besetzung gerieten, später von den nationalsozialistischen Behörden ins besetzte Polen umgesiedelt wurden und dabei die deutsche Staatsangehörigkeit erhielten, was die Sowjetunion nicht anerkennt. Etwa 250.000 von ihnen waren nach Kriegsende gemäß einer alliierten Übereinkunft, soweit diese Bevölkerungsgruppe in den vier Besatzungszonen Deutschlands lebte, in die Sowjetunion repatriert worden, was teilweise auch gewaltsam geschah.

Bereits in den fünfziger Jahren hatten rund 100.000 dieser Rußlanddeutschen nach Strafhaft und Lagerarbeit in Sibirien den Wunsch nach Rückkehr in den Westen angemeldet. Dieses Auswanderungsverlangen ebte in den letzten Jahren deshalb nicht ab, weil die Rußlanddeutschen seit der Auflösung der Republik der Wolgadeutschen durch Stalin kein eigenes Territo-

rium mehr haben und ihnen kulturelle Autonomie und politische Repräsentanz in weit geringerem Maß gewährt werden als anderen Nationalitäten in der Sowjetunion.

Walter Reder schrieb vor wenigen Tagen: „...z. Z. wird auf ein Verfassungsurteil gewartet (das besagt, daß nicht mehr der Verteidigungsminister, sondern die Militärgerichtsbehörde für die Genehmigung der „bedingten Freilassung“ von Militärgefangenen zuständig ist) und dann kann erst das Verteidigungsministerium den Gesetzesentwurf vorlegen. Wien und Anwalt bemühen sich mit Nachdruck und auf verschiedenen Wegen, damit das besagte Urteil schnellstens zustande kommt.“ Parallel dazu werden die gleichen Schritte bei Kappler unternommen.

Der Verband der Heimkehrer hat bei den Botschaftern Italiens und der Niederlande um Termin für die Überreichung der 3. Rate der Unterschriftenlisten nachgesucht. Damit haben über 600.000 Bundesbürger mit ihrer Unterschrift auf den Gnadengesuchen an den Staatspräsidenten von Italien und an die Königin der Niederlande für die Freilassung der Gefangenen plädiert.

Die Siegermächte des 2. Weltkrieges haben die deutschen Kriegsverurteilten vor rund 20 Jahren freigelassen — so wurden auch die Vorgesetzten von Kappler und Reder, ursprünglich von britischen Militärgerichten zum Tode verurteilt, begnadigt und bereits 1952, bzw. 1955 freigelassen.

Italien selbst hatte 1953 alle wegen Kriegsverbrechen verurteilten Angehörigen des eigenen Volkes amnestiert und freigelassen, so daß erwartet werden durfte, daß danach und nach der Heimkehr der deutschen Kriegsverurteilten aus den Gefängnissen der Westalliierten und aus Sibirien auch Italien seine 2 verurteilten Kriegsgefangenen freilassen würde.

Damals wurde versäumt, die Freilassung in Verhandlungen herbeizuführen — es waren ja nur 2 — und dieses Versäumnis ermöglichte dann in Italien den Aufbau eines Mythos um diese 2 Gefangenen, der heute so stark ist, daß ihn jede italienische Regierung respektiert und gegen die noch so unberechtigten Proteste der Resistenza die Begnadigung nicht wagt.

Leider wird dieser Respekt der schwachen italienischen Regierungen vor den Motivationen der Resistenza von Bonn und Wien als innenpolitisches Hindernis gegen Begnadigung oder Freilassung maßgeblich berücksichtigt.

Melun ohne Menschlichkeit

Vallée verstarb im Jahr der Brüderlichkeit

In Melun werden bekanntlich die letzten französischen „Kollaborateure“ gefangengehalten. Unter ihnen befand sich auch der 61jährige Bernard Vallée, der von 1943 bis 1944 einfacher Kraftfahrer bei der deutschen Abwehr war. Vallée wurde erst 1963 verhaftet, um 1964 vom Staatssicherheitsgerichtshof zu lebenslanger Haft verurteilt zu werden. Obwohl die Mitgefangenen immer wieder die Gefängnisverwaltung darauf aufmerksam machten, daß Vallée Blut hustete, erklärte der Vertrauensarzt der Strafanstalt, Dr. Roy, Vallée sei absolut in der Lage, die Haft zu ertragen. Einige Tage danach erlitt Vallée einen Blutsturz. Da Dr. Roy zufällig auf Urlaub war und ein Arzt aus der Stadt gerufen werden mußte, ver-

fugte dieser die sofortige Überführung in ein Krankenhaus. Dort stellte man eine doppelseitige Tuberkulose und einen nicht operierbaren Krebs fest, weil er zu nahe an der Aorta saß. Vor der Tür des Sterbenskranken saßen Tag und Nacht zwei Polizisten, um Frankreich vor diesem gefährlichen „Verbrecher“ zu schützen. Wie wir nun verspätet erfahren, verstarb Bernard Vallée, ein Opfer der viel gerühmten deutsch-französischen Freundschaft, am 26. April 1975 im Gefängnis-Krankenhaus Fresnes.

Seit langen Jahren haftunfähig starb er, ein einsamer, alter und kranker Mann, einen qualvollen Tod im Heiligen Jahr, dem Jahr der Brüderlichkeit, weil er Deutschland diente.

E. K.



Geht die Gefangenen frei!

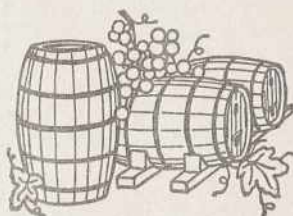


sembella
Schaummatratzen

Polsterplatten

Haidenthaller
5027 Salzburg, Linzer Gasse 46

Tel. 0 62 22/72 3 56-0*



F. Gutmann

WEINIMPORT — WEINEXPORT

Gesellschaft m. b. H.

Schloßkellerei Büchsenhausen

Innsbruck

Weierburggasse 5

Telefon 28017 und 20037



Wien XIV Mitisgasse 5

Bettwäsche - Decken - Matratzen

Schaummatratzen und -Polster

Bettfedernreinigung

Direktion, Fabrik 94 13 27 Mariahilf 93 41 47

14, Mitisgasse 5
7, Mariahilferstr. 56 15, Sechshauser Str. 11
1, Köllnerhofgasse 1 17, Ottakring. Str. 48
5, Reinprechtsd. Str. 68 18, Währing. Str. 118
8, Blindengasse 10 20, Wallenst. Str. 35

Alle Bettwaren aus der eigenen Fabrik
Lieferant für Hotels, Internate, Schutzhütten
Provinzversand



Raiffeisen - Bausparen ist
STEUERBEGÜNSTIGT • Kein Bauzwang
Auskünfte erteilt Ihre

Raiffeisenkasse

FLIESENHAUS
Ferdinand Weiser
BAUWAREN - GROSSHANDEL
Salzburg

Mauracherstraße

Bahnhof Parsch

Tel. 24 0 41

Das Fachgeschäft mit der großen Auswahl an:
Echten keramischen Fliesen, Bodenplatten, glasiert
und unglasiert, Klein- und Mittelmosaik. Aus ver-
schiedenen Ländern Europas sowie aus Übersee.

Autozubehör
und
Ersatzteile



vom ältesten Fachgeschäft in Salzburg

Hugo Rakus KG

5021 Salzburg, Rainerstraße 17, Tel. 7 22 90

Unrecht zu erkennen, ohne dagegen aufzustehen heißt, sich mitschuldig machen

Anläßlich der Protestkundgebung der „Hilfsgemeinschaft Freiheit für Rudolf Heß e. V.“ in München am 25. Mai heurigen Jahres stellte der ehemalige Bundesjustizminister Dr. Bucher, dem die Alliierten die Übernahme seines Anwaltsmandats für Rudolf Heß verweigerten, fest:

„Es geht den Gewahrsamsmächten eben nicht um eine rechtliche oder menschliche Lösung. Das zeigt auch die Art, in der sie die Anwaltsfrage behandeln. Ich bin weiterhin als sachlicher und zurückhaltender Rechtsanwalt bekannt, der sich bemüht, die Forderungen der Gesetze und die Gebote meines Standes zu respektieren. Meine Berufung zum Bundesjustizminister, die ich freiwillig zurückgegeben habe, brachte mindestens die Tatsache zum Ausdruck, daß Bedenken in beruflicher oder persönlicher Beziehung gegen mich nicht vorliegen. Trotz dieser Voraussetzungen, halten es die Gewahrsamsmächte für richtig, mich ohne Begründung als Verteidiger abzulehnen und damit, was noch schwerer wiegt, den Gefangenen einer rechtlichen Vertretung zu berauben...“

Trotz meiner Bitten fand sich keine Anwaltskammer bereit, wegen meiner Ablehnung auch nur ein Wort des Protestes zu riskieren.

Und auch der Bundesjustizminister sah keinen Anlaß, hier gegen einen offensichtlichen Gesetzesverstoß wirksam zu protestieren. Das alles vollzieht sich auf dem Rücken eines wehrlosen Mannes, dem es seit über 30 Jahren verboten ist, auch nur ein Wort an die Öffentlichkeit zu richten, obwohl seine Freilassung im Alter von 80 Jahren nun wirklich weder für die siegreichen Großmächte noch für die Bundesrepublik eine Gefahr sein kann.

Es sei denn, sie sehen eine Gefahr in der Darstellung der Wahrheit. Es sei denn, sie fürchten sich davor, daß ein durch unsagbares Leid geläuterter Augenzeuge einer keineswegs noch endgültig aufgeklärten Vergangenheit, sich an Vorgänge erinnert, die den Schildträgern von Recht und Wahrheit peinlich und unangenehm sind. Aber auch diese Überlegung dürfte nicht dazu führen, auf die Forderung nach einer sofortigen Freilassung von Heß zu verzichten.“

Von Büchern, die uns etwas angehen

Die beiden letzten Jahre des Krieges mit ihren Niederlagen und Rückzügen an allen Fronten, mit ihren pausenlosen massiven Bombenangriffen gegen die deutsche Zivilbevölkerung, mit all dem Elend und Schrecken des sich zum Furiosum steigenden totalen Krieges erlebte der Verfasser an der Seite des damaligen Reichspropagandaministers als persönlicher Presse-referent. Er begleitete Goebbels Tag für Tag auf Schritt und Tritt, lebte in seinem Haus, nahm mit ihm zusammen, sehr oft allein oder nur in Begleitung des militärischen Adjutanten, die Mahlzeiten ein, reiste mit ihm durch das von Bomben verwüstete Reich, stand auf Tagungen oder Kundgebungen an seiner Seite, begleitete ihn ins Führerhauptquartier, wurde Hitler vorgestellt, lernte fast alle führenden Männer des Dritten Reiches kennen und gewann als Zuhörer oft stundenlang Monologe des Ministers einzigartige Einblicke in die Probleme und das Denken der deutschen Führung in der letzten entscheidenden Phase des Zweiten Weltkrieges.

Glaubte Goebbels selbst an den von ihm propagierten Endsieg? Welche Möglichkeiten sah er, ihn herbeizuführen? Wann kamen ihm die ersten Zweifel? Gab es die sogenannten Wunderwaffen? Wie beurteilte er den Gegner? Wie war sein Verhältnis zu Hitler? Was hielt er von Göring, Speer, Rosenberg, Ribbentrop und den anderen, mit denen er sich in die Ausübung der Macht teilte? Die Antwort auf diese und viele andere Fragen hat Wilfried von Oven mit der nüchternen Sachlichkeit des Berichterstatters und Frontsoldaten in seinen Tagebüchern verzeichnet, die er jetzt, von ihm selbst gestraft und auf das Wesentliche beschränkt, aber ohne alle opportunistische Retuschen, der deutschen Öffentlichkeit vorlegt.

Wer das „Finale Furioso“ des Zweiten Weltkrieges handelnd oder leidend miterlebte, vor allem aber die Jugend, die es nur vom Hörensagen kennt, findet in diesen mitreißend geschriebenen Seiten Antwort auf viele bisher offene Fragen. Dies Buch will nicht verurteilen oder verherrlichen. Es sind Momentaufnahmen, vor drei Jahrzehnten mit scharfer Linse gemacht, die das letzte Kapitel des Krieges illustrieren, erklären und vielleicht verständlicher machen sollen.

Ein faszinierender Beitrag zur jüngsten Geschichte

Wilfried von Oven

FINALE FURIOSO

Mit Goebbels bis zum Ende

670 Seiten, 11 Abbildungen, Personenverzeichnis, Leinen DM 36,-

GRABERT-VERLAG

74 Tübingen, Postfach 1308

Vor 30 Jahren

Großadmiral Dönitz

Bad Mondorf, Juli 1945

Der Kommandant des Lagers, in dem ich mich als Kriegsgefangener befinde, verlas am 7. Juli eine aus 3 Paragraphen bestehende Anordnung, die in § 2 u. a. die Feststellung enthielt, der Deutsche Staat habe aufgehört zu bestehen. Der Satz wurde auf meine Einwendung nachträglich dahin berichtigt, daß es heißen sollte, die Deutsche Regierung habe aufgehört zu bestehen.

Um Mißverständnissen über meinen Standpunkt vorzubeugen, treffe ich folgende Klarstellung:

1. Die Kapitulation ist von meinen Beauftragten auf Grund einer schriftlichen Vollmacht geschlossen worden, die ich als Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches und damit Oberster Befehlshaber der Wehrmacht ausgestellt habe, und die in dieser Form von den bevollmächtigten Vertretern der Alliierten Streitkräfte verlangt war und anerkannt wurde. Die Alliierten haben mich dadurch selbst als Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches anerkannt.

2. Durch die mit meiner Vollmacht am 9. Mai 1945 abgeschlossene bedingungslose Kapitulation der drei Deutschen Wehrmachtsteile hat weder das Deutsche Reich aufgehört zu bestehen, noch ist dadurch mein Amt als Staatsoberhaupt beendet worden. Auch die von mir berufene geschäftsführende Regierung ist im Amt geblieben; mit ihr hat die alliierte Überwachungskommission in Flensburg bis zum 23. Mai im Geschäftsverkehr gestanden.

3. Die im Anschluß an die Kapitulation erfolgende vollständige Besetzung des Deutschen Reichsgebiets hat an dieser Rechtslage nichts geändert. Sie hat nur mich und meine Regierung tatsächlich behindert, in Deutschland Regierungshandlungen zu vollziehen.

4. Ebenso wenig konnte meine und meiner Regierung Gefangennahme auf die dargelegte Rechtslage Einfluß haben. Sie hatte nur zur Folge, daß jede tatsächliche Amtstätigkeit für mich und meine Regierung vollständig aufhörte.

5. Mit dieser Auffassung über die Rechtsfolgen der erwähnten militärischen Vorgänge befinde ich mich in Übereinstimmung mit den allgemein anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts.

Dönitz

Es gibt kaum ein Wort heutzutage, mit dem mehr Mißbrauch getrieben wird als mit dem Wort „frei“. Ich traue dem Wort nicht, aus dem Grunde, weil keiner die Freiheit für alle will; jeder will sie für sich, aber nur so frei, daß die anderen ihm zu gehorchen und zu folgen haben.

OTTO v. BISMARCK
1815—1896



Erscheinungsort Salzburg
P. b. b. Verlagspostamt 5020 Salzburg

SALZBURG

Landesstelle Salzburg, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50, Fernruf 31 3 29
Salzburger Sparkasse, Zweiganstalt Lehen, Kto.-Nr. 12.100-4

Legalisierung der Unmoral

(-y) Wir sind derzeit, unter Wir verstehen wir jene Männer der Republik, die uns, das Volk, zu repräsentieren haben und dafür, wie es sich in einer Demokratie gehört, fürstlich honoriert werden, damit beschäftigt, die Justiz zu reformieren. Dieses majestätische Wir, die Mehrheit des Parlamentes, will die Gesetzesbücher soweit umgeschrieben wissen, daß sich auch die Moral verändert. Der Ermordete und nicht der Mörder ist schuld, so hieß es schon vor Jahrzehnten, und es scheint, daß diese Ansicht aus der Mottenkiste der Pseudoprogressivität der Politiker hervorgeholt wird.

Schuld ist also zum Beispiel auch jenes neunjährige Mädchen, das von einem erwachsenen Mann vergewaltigt wurde, denn der Täter faßte nur vier Monate bedingt aus. Mit anderen Worten, ein Sittlichkeitsverbrecher darf frei umherspazieren, solange bis das Freudsche „ES“ ihn wieder entschuldigend packt. Mit vier Monaten bedingt, so billig kommt einer nicht davon, wenn er ein paar Semmeln stiehlt, eher schon, wenn er mit einer korrupten Unterschleife einen ganzen Betrieb ins Unglück stürzt. Was zählt also für unsere Justiz und für unsere öffentliche Moral die Unschuld eines Kindes, ja was zählt überhaupt das Leben eines Kindes, das schon bei der Geburt zum Opfer mißverständlicher Wohlstandszügellosigkeit werden kann?

Für den Laien sind manche Gerichtsurteile unverständlich, der Fachmann wird sie wohl zu begründen wissen. Es liegt also beim Gesetzgeber, der vorgibt, das Recht an die veränderbaren Grundsätze der Gesellschaft anzupassen.

In Wahrheit ist das aber etwas ganz anderes. Es ist die bewußte Legalisierung der Unmoral.

Bild rechts:

Auch die kleinste Mädchengruppe erfreut sich an den leider so wenigen Wanderwegen in Arriach. Seit Jahren sind immer mehr ungangbar geworden oder verbaut...

Herausgeber: „Freundeskreis zur Förderung begabter Jugend“ 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50/VI.
Eigentümer und Verleger: Stiftung „Soziales Friedenswerk“, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50
Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Norbert Scharnagl, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50/VI — Druck: Druck- u. Verlagshaus Ernst Ploetz, Ges. m. b. H., 9400 Wolfsberg



Anläßlich des 25jährigen Bestehens der Stiftung „Soziales Friedenswerk“ wurde Frau DDR. Ehrentraud Pickl-Straffner, die seit der Gründung des Werkes an der Spitze der Landesstelle Tirol stand und trotz ihrer vollendeten 70 Lebensjahre noch heute verdienstvoll steht, vom Präsidium der Landesregierung mit der

Verdienstmedaille des Landes Tirol

ausgezeichnet.

Der hervorragende, initiativenreiche Einsatz von Werk und Trägerin seiner Arbeit fand auf solche Weise verdiente Anerkennung und Würdigung. Das „Alpenbild“ Habermüller, Innsbruck, zeigt die Überreichung von Urkunde und Medaille durch Landeshauptmann Wallnöfer an die Ausgezeichnete.



Die Mächte des Guten

Albert Schweitzer

Als einer, der versucht, in seinem Denken und Empfinden jugendlich zu bleiben, habe ich mit den Tatsachen und der Erfahrung um den Glauben an das Gute und Wahre gerungen. In dieser Zeit, wo Gewalttätigkeit, in Lüge gekleidet, so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt sitzt, bleibe ich dennoch überzeugt, daß Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Güte die Gewalt ist, die über aller Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben.



MITTEILUNGEN

DER STIFTUNG SOZIALES FRIEDENSWERK

27. Jahrgang, Folge 2

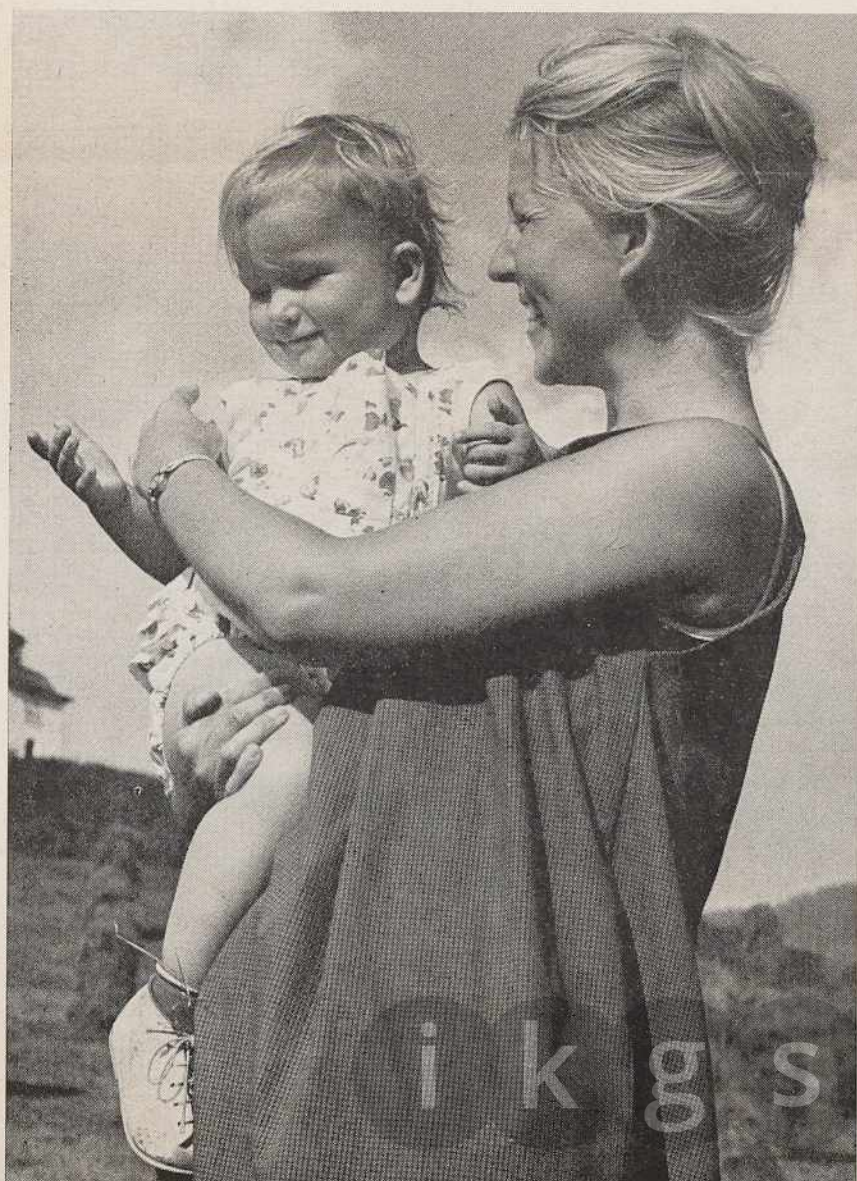
Ausgabe Steiermark

April/Juni 1978

Wer keine Kinder hat, der weiß von keinem Glück.

Wer keine Kinder hat, weiß auch von keinem Leid.

Mutter



Wie haben wir um sie, jeglichen Menschenalters, gebangt und gelitten, damals, wir wußten sie in der Hölle der Bombennächte; überrollt, überfallen von tierischer Brutalität, die unsere Leiber ihnen nicht aufzuhalten vermocht; wir sahen sie auf der schier endlosen Flucht der Trecks, auf eisigen Waggonen, erfrorene Kinder an den Leib gepreßt, dem Wahnsinn nahe; die letzten, die Alten, wankenden Fußes, von Kolbenstößen getriebene Wracks auf den Todesstraßen zur Grenze... Sie alle — Mütter!

Das ist unsere Rückschau, 33 und mehr Jahre zurück, unverbrämt von den Schuldparolen der Sieger, deren eigene Schandtaten zu verdecken. Visionen der Erinnerung, deren Gedächtnis noch heute kalte Schauer über unsere Rücken jagt. Wir sahen mit eigenen Augen, uns kann niemand das Hirn vernebeln und — vergessen? Vergessen können nur die „Anderen“ auf der Flucht vor sich selber und in willkommene Lügen, als Wahrheit gereicht den Ahnungslosen.

Hinter dem Stacheldraht dann. — Waren die Sorgen um Mütter geringere? Gingen uns je die um das eigene Weiterleben vor? Das Leben gerettet, wenn es weiterhin gerettet bleiben wollte, schien alles. Und war doch viel, denn daraus wuchs nach Jahren der Tag der Freigabe, freilich einer, wie man Hunde laufen läßt mit drohender Hand, denen die Kette abgenommen. Schließlich aber wuchs unser Selbsthilfewerk daraus, die Stiftung, unter dem Schutz eines Großen, dem Menschenrecht und Menschlichkeit keine Phrase, sondern Gottes eigenster Auftrag war. Davor verstummte lange der Haß.

Sie saßen uns notgebeugt gegenüber, das Leid hatte sie gezeichnet: Männer und Väter in der Gewißheit der Niemehrwiederkehr, die spärliche Sicherheit von Heim und Heimat unwiederbringlich verloren, verzweiflungsvoll allein für alles. Doch waren da Kinder, es ging nicht um Klage, ging nicht um sie selbst, es ging um deren Zukunft! In der Tiefe ihrer Augen und Herzen brannte allein die Sorge um die, die ihnen das gnadenlose Schicksal noch gelassen.

Der Gemeinsamkeit von heißem Wunsch, zähem Willen und entschlossener Tat öffnete sich mancher Weg. Denn vieles half damals mit und viele waren, die halfen. Unser Arriach wurde ein Gesundbrun-

nen, nicht nur der Körper, vielmehr ihrer Herzen und Seelen, der Mütter wie der Kinder. Bis heute. Wie selten findet sich das noch!

Andere Mütter heute als die gezeichneten von Einst? Gewiß. Anders auch ihre Sorge, wenn sie ihr Innerstes auf tun. Eines aber gleich — die Liebe. Aus ihr die Angst um ihre Jugend und deren gefährdeten Weg! Eine andere Angst als damals. Eine geringere Sorge? Nein, in Wahrheit eine weit größere. Unheilvoll brodelte der Krater des Wohlstands. Aber vor dem goldenen Kalb des größten individuellen Wohlbefindens und ihm allein dienstbar tanzt die schillernde Lüge in wechselnden Prunkgewändern zielbewußter Verführung, sorgsam gelenkt von den eifrigen Amtswaltern des Geschäfts und der Geschichtslosigkeit oder Fälschung, denn gelobt sei, was dumm macht und leichter manipulierbar. Tod daher jeglicher Autorität im Elternhaus oder der Schule, am Ende im Staate, weg mit Zucht und Selbstbeherrschung, Bescheidenheit und genügsamem Verzicht, gebrandmarkt der Mut auf dem steinigen Wege der Wahrheit!

Lang, lang scheint es her, daß wir um Mütter gebangt, mit ihnen gelitten, im eigenen Herzen die lang verlorene, über alles geliebte Mutter. Die Zeit verstrich im Wandel der Sorgen. Ewiglich gleich blieb un-

URSEL PETER

Meine Mutter

Wenn Du ins Zimmer trittst, dann wird es licht und

warm.

Für Deine große Liebe ist jedes Wort zu arm.

So laß den Dank mich schweigen, der Dir gebührt;
über die Hand mich neigen, die mich geführt,

die Stirn ans Herz Dir legen, das für mich schlug,
das mich durch tausend Träume ins Leben trug.

verjährrbar, unvergänglich in reinsten Selbstlosigkeit gleich einem durchsichtigen kostbaren Kristall, dessen Anblick allein schon zu demütiger Ehrfurcht zwingt, — die Liebe der Mütter. Ihr Glück leuchtet aus unerschöpflichen Tiefen, in

denen kein Erlöschen ist. Und während es noch so karg, ihnen wiegt es alles auf, Opfer und Leid und Hingabe des Lebens. Noch von den letzten Atemzügen sterbender junger Soldaten tropfte es mühsam: „Mutter“...

KARL SPRINGENSCHMID

Das Pfingstwunder

Man kann natürlich sagen, daß das, was geschehen ist, auch an jedem anderen Tage des Jahres hätte geschehen können und es wäre bloß Zufall gewesen, daß Basile Pavelescu, der Ortskommissar von Nitzkydorf, ausgerechnet am Pfingstsonntag meiner Mutter begegnet ist. Aber vielleicht wußte Pavelescu gar nicht, daß Pfingsten war, gewiß nicht; denn für ihn und Leute seiner Art gibt es kein Pfingstfest, überhaupt nichts von dem, woran wir glauben und was unserem Leben Sinn gibt.

So ist es also gekommen: Meine Mutter hatte sich in ihrer Dachkammer eingeschlossen und in der Bibel gelesen. Dann machte sie einen Gang über die Felder. Es war ein herrlicher Tag, ganz so, wie man sich Pfingsten vorstellt. Der Himmel voll Sonne und auf der Erde alles festlicher Glanz. Aber plötzlich kam ihr Basile Pavelescu entgegen.

Da nahm sich die Mutter ein Herz und fragte ihn, was sie ihn schon seit Jahren so oft gefragt hatte, warum ihr denn die Ausreise nicht bewilligt würde. Die Mutter sagte dies deutsch; denn sie kann kein Rumänisch. Pavelescu aber ist Rumäne, ein Super-Rumäne sozusagen. Darum wußte die Mutter schon im vorhinein, was er ihr antworten würde: „Tovarasa, nu merge!“ Oft genug hatte sie dieses mürrische „Nu merge“ gehört — es geht nicht, Genossin.

Doch es war Pfingsten, und alles war anders als sonst. Pavelescu blieb stehen und streckte der Mutter die Hand zum Gruß entgegen. Darüber erschrak die Mutter so sehr, daß sie seine Hand kaum zu ergreifen wagte. Doch mehr noch erschrak sie, als der Ortskommissar zu sprechen begann: „Genossin Gemmel, nun ist es soweit!“ — bei Gott, Basile Pavelescu sprach deutsch. Noch niemand hatte vom ihm, dem Ortskommissar, ein deutsches Wort gehört, obwohl seine Mutter eine Schwäbin aus Komlos war, eine geborene Andres. „Nun ist es soweit, Genossin Gemmel“, sagte er, „Ihre Tochter hat sie gekauft!“

Damit meinte Pavelescu mich. Er hatte meinen Namen auf den Schriftstücken gelesen: Johanna Gemmel, Fürsorgeschwester, Stuttgart-Degerloch, Bachwiesenstraße 37, eheliche Tochter der Barbara Gemmel, Nitzkydorf,

Bezirk Temesvar, Volksrepublik Rumänien. Wenn Pavelescu „gekauft“ sagte, wollte er damit ausdrücken, er habe zur Kenntnis genommen, daß für meine Mutter die von der Organisation zur Familienzusammenführung vorgeschriebenen Geldbeträge bereits eingezahlt worden seien. Aber diese Beträge sind, wie ich weiß, schon vor etlichen Jahren nach Bukarest abgegangen. Amtlich war die Ausreise für meine Mutter längst schon genehmigt worden. Tatsächlich aber war dies bisher, wie es hieß, an „örtlichen Schwierigkeiten“ gescheitert. Mit anderen Worten, der Ortskommissar von Nitzkydorf, Basile Pavelescu, hatte die Ausreise meiner Mutter verhindert. Warum? Meine Mutter wußte es selbst nicht, vielleicht nur deshalb, weil sie ihre Angelegenheit nicht wie andere in rumänischer Sprache vorbringen konnte, sondern deutsch sprechen mußte. Aber, wie Mutter sagt, diese „neuen“ Menschen sind unberechenbar. Darüber sollte man gar nicht nachdenken.

Unberechenbar — das ist das richtige Wort: denn noch am gleichen Tag kam Pavelescu zu meiner Mutter in die Dachkammer hinaufgeklüffert. Es gibt nämlich keine Stiege zum Unterdach mehr, nur noch eine schlechte Leiter, seit die Mazedonischen, die unseren Hof übernommen haben, in dem kalten Winter des Jahres 1962 die hölzerne Stiege verheizt haben. „Genossin Gemmel“, sagte Pavelescu, nahm sich einen Hocker und setzte sich zu Mutter an den Tisch. „Sie haben eine gute Tochter!“ Und dann breitete er die Ausweispapiere vor ihr auf den Tisch hin.

Ich war damals, als Vater noch lebte und ich die Mutter zum letzten Male gesehen habe, noch ein Schulmädchen mit zwei langen Zöpfen, kaum zehn Jahre alt. Genau gerechnet: Es hat zweiundzwanzig Jahre, drei Monate und siebzehn Tage gedauert, bis ich meine Mutter wiedersehen konnte.

Und nun ist Mutter bei mir. Welch ein Glück! Ich bin nicht mehr allein auf dieser Erde. Ja, wir sind sozusagen wieder eine Familie geworden.

Mutter sagt, es sei unmöglich, die „neuen“ Menschen zu verstehen, sie seien eben unberechenbar. Darüber sollte man gar nicht nachdenken. Aber ich glaube, daß das, was geschehen ist, nur zu Pfingsten geschehen konnte, dem Fest des Geistes, der an diesem Tage über alle Menschen kommt, auch über jene, die nicht an ihn glauben, und der sie Worte sprechen läßt, die sonst niemals über ihre Lippen kommen — ein Pfingstwunder wahrhaftig.

In einer der beliebtesten west-deutschen Fernsehsendungen, „Lustige Musikanten“, bekam den ersten Preis für die beste musikalische Darbietung ein junges Ehepaar aus der Mitte unseres Volkes. Er war Postbeamter, und sie, nach ihrem Beruf gefragt, bekannte frei mit strahlendem Gesicht „Hausfrau und Mutter“, kein „nur“ davor wie heute allgemein üblich. Von diesem schlichten Bekenntnis bewegt, schlug ihr aus dem Zuschauerraum eine warme Welle der Zuneigung entgegen.

In einer anderen Fernseh-Sendung sprachen zwei junge Frauen frei und offen über die Geburt ihrer Kinder, die sie in jüngster Zeit erlebten. Beide Frauen waren von dem Wunder der Natur noch so ergriffen, das sie als einmaliges Erlebnis empfanden, daß sie es kaum in Worten auszudrücken wußten. Es strahlte so viel Glück aus ihren Augen, daß es fast wie eine Feierstunde war. Mögen diese jungen Frauen Beispiel für Tausende sein.

Und möge ihnen das Schicksal erspart bleiben, das Frauen-Generationen vor ihnen durchmachen mußten!

Deshalb muß mit einem anderen Frauenschicksal der Gegenwart geschlossen werden:

Wenn spätere Generationen den Namen des Märtyrers von Spandau, **Rudolf Heß**, mit Ehrfurcht nennen werden, dann wird auch das Martyrium seiner Frau, die über 40 Jahre von ihm getrennt leben mußte, alle Leiden dieser grausamen Gefangenschaft täglich seelisch mitdurchlitt, dann wird auch von dieser Treue gesprochen werden. Sie lebte weiter für ihren Mann und ihren einzigen Sohn, den sie zu einem tüchtigen, lebensbejahenden Menschen erzog, der sich unermüdlich für die Freiheit seines Vaters einsetzt und eine Familie gründete, daß der Kreis sich wieder schließe.

Ebenso wie das Martyrium von Rudolf Heß in die Geschichte eingehen wird, darf auch der Opfergang von Frau Ilse Heß nie vergessen werden.

Deutsche Soldatengräber aus dem 1. und 2. Weltkrieg in 80 Ländern der Erde...

Ägypten · Afghanistan
Albanien · Algerien
Argentinien · Äthiopien
Australien · Belgien
Brasilien · Bulgarien
Ceylon · Chile
China · Cypern
Dahome · Dänemark
Deutschland · Finnland
Frankreich · Ghana
Griechenland · Großbritannien
Indien · Indonesien
Insel Kerguelen · Irak
Iran · Irland
Island · Israel
Italien · Jamaika
Japan · Jordanien
Jugoslawien · Kamerun
Kanada · Kenia
Kongo-Brazzaville
Kongo-Leopoldville
Libanon · Libyen
Luxemburg · Madagaskar
Malaia · Malawi
Malaysia · Marokko
Mosambik · Niederlande
Nigeria · Norwegen
Österreich · Panama
Paraguay · Polen
Portugal · Rhodesien
Rwanda-Burundi · Rumänien
Saudi-Arabien · Schweden
Schweiz · Sierra Leone
Sowjetunion · Spanien
Südafrika · Südwest-Afrika
Sudan · Süd-Vietnam
Syrien · Tansania
Tschechoslowakei · Togo
Trinidad-Tobago · Türkei
Tunesien · Ungarn
Uruguay
Vereinigte Staaten von Amerika

Spichern

Zweiter Weltkrieg: 111

Der Friedhof befindet sich an der Straße, die südlich von Saarbrücken über den Spichererberg nach Spichern führt, oberhalb des deutsch-französischen Grenzübergangs „Goldene Bremm“.

Saarbrücken

Die Spicherer Höhen sind durch den Deutsch-Französischen Krieg 1870 bekannt geworden. Nach kurzer Besetzung des Westufers der Saar bei Saarbrücken durch französische Truppen Anfang August 1870 haben sich die Franzosen auf die Spicherer Höhen zurückgezogen. Von dort konnten sie das ganze Vorgelände bis Saarbrücken gut beherrschen. Am 6. August 1870 entbrannte eine für beide Seiten verlustreiche Schlacht bei Spichern, in deren Verlauf diese Höhen von den deutschen Truppen erstürmt worden sind. Denkmäler und Gräber dieser Schlacht zeugen heute noch von diesem Ereignis.

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges sind deutsche Truppen an dieser Stelle auf französischen Boden vorgedrungen und haben diesen Höhenzug bei Spichern aus strategischen Gründen besetzt und durch eine Bunkerkette befestigt. Man wollte diese für Saarbrücken sehr gefährliche Position nicht von französischen Truppen besetzen lassen. Sie war die einzige Stelle, an der deutsche Truppen bis zum Frankreich-Feldzug im Mai 1940 auf französischem Boden standen. Zu dieser Zeit wurde der Friedhof Spicherer Höhen von der Wehrmacht angelegt.

Die größte Zahl der dort Bestatteten ist im Mai 1940 gefallen. Eine geringe Zahl von Zubettungen ist bei der Winterschlacht 1944/45 hinzugekommen.

Anfang der fünfziger Jahre wurde zwischen der Gemeinde Spichern und der Stadt Saarbrücken eine Vereinbarung getroffen, die diesen Friedhof in den Betreuungsbereich des Stadtgartenamtes Saarbrücken einbezog wie auch die Gräber und Denkmäler aus dem Krieg 1870/71. Die Stadt Saarbrücken hat daraufhin im Jahre 1952 diesen Friedhof als ersten Friedhof des Zweiten Weltkrieges in Frankreich endgültig ausgebaut und bis 1968 gepflegt. Seit dieser Zeit wird er vom Pflegedienst West des Volksbundes betreut.

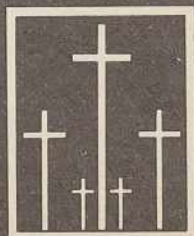


Atlas deutscher Kriegsgräberstätten des 1. und 2. Weltkrieges in Frankreich, Belgien, Luxemburg und den Niederlanden.
Herausgegeben vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, 35 Kassel, Postfach 689 in Zusammenarbeit mit der JRO-Kartografischen-Verlagsgesellschaft m.b.H., München und dem Michelin-Verlag, Paris. Redaktion Willi Kammerer. 2. Aufl. 1975/76

Atlas deutscher
Kriegsgräber

in
Frankreich
Belgien
Luxemburg
Niederlande

AM
RANDE
DER STRASSEN



Unsere bedeutendsten Autoren der „Herzhaften Hauskalender“ jubilieren

Am 23. Mai dieses Jahres vollendet einer der wohl bedeutendsten Dichter unseres Volkes, Dr. Dr. h. c. Heinrich Zillich, sein 80. Lebensjahr.

Aus diesem Anlasse überbrachte der Hauptgeschäftsführer mit einem liebevoll zusammengestellten Blumenstrauß die herzlichsten Grüße und Wünsche der Stiftung sowie des Freundes- und Leserkreises des „Herzhaften Hauskalenders“, zu dessen treuesten und geschätztesten Autoren Heinrich Zillich gehört. Es ist gemeinsames Herzblut, das uns in Liebe und Verehrung mit ihm verbindet und uns deshalb an diesem seinen Ehrentage beglückt an seiner Seite sah!

Dem langjährigen Vorsitzenden und Sprecher der Siebenbürgischen Landsmannschaft, ihrem heutigen Ehrenvorsitzenden, jubelten zu Pfingsten schon in Dinkelsbühl bei dem traditionellen Treffen der Siebenbürger 13.000 Landsleute anlässlich seiner Ehrung aus Anlaß des bedeutenden Wiegenfestes zu.

Das Südostdeutsche Kulturwerk veranstaltete am Vorabend des hohen Geburtstages des Dichters, Kulturpolitikers und Schriftleiters der „Südostdeutschen Vierteljahrsblätter“ in München eine Feierstunde mit einer festlichen Programmfolge. Nach Gratulationen von Vertretern der Behörden und landsmannschaftlichen Gremien, einem achtungsgebietenden Grußwort an den Dichter von Dr. Otto von Habsburg, hielt Hans Bergel, gleichfalls Kalenderautor, wie unsere Freunde wissen, die Laudatio.

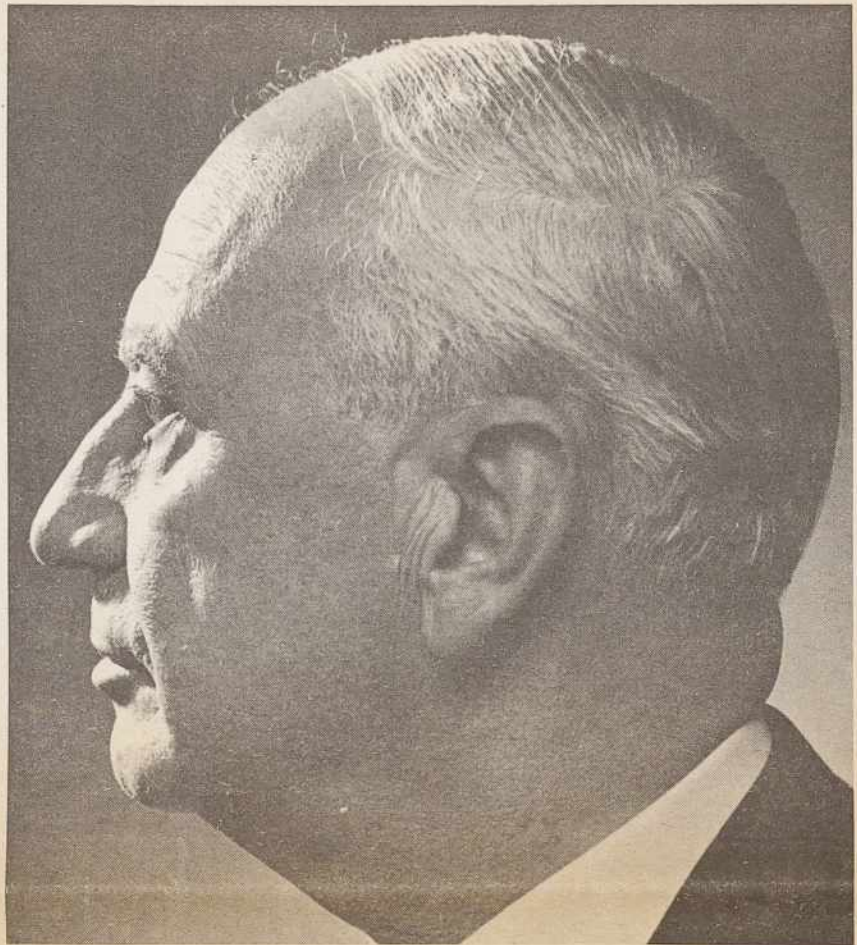
Ihr Inhalt wie seine großartige Ausformung scheint so wesentlich und auch für unseren Leserkreis so wertvoll, die Persönlichkeit des Geehrten so herausragend, daß diese Rede nachfolgend zur Gänze wiedergegeben sein möchte. Ihr antwortete lang anhaltender Beifall aus dem großen Saale, der bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Hans Bergel:

Meine sehr verehrten Damen, sehr geehrte Herren, lieber Herr Doktor Zillich,

seit jeher ist Literatur, Dichtung auf zweierlei Weise verstanden worden, hat zwei Grundformen des Selbstverständnisses zum Ausgang: Die eine meint die nach innen gerichtete, die meditativ-reflektierende, ja, kontemplative Absicht, die das Stille und die unhörbaren Vorgänge, das Ereignis im Reich des Gedankens und des Gefühls sucht und sich als jenes „Abseits der Welt“ versteht, da der Streit um Tagesthemen nichts gilt, da vielmehr die Beschäftigung mit der schnell verwehenden Aktualität für die Degradierung des Daseins zum Geschwätz genommen wird. Die andre hingegen meint das Bedürfnis, mit dem Mittel der Sprache, des Worts in die Ereignisse einzugreifen, die unser Leben von außen her bestimmen — sie will tätig hineinwirken in den Tag und in die Stunde und überall dort zugegen sein, wo es um die Gestaltung der Fragen geht, die uns alle unmittelbar berühren. Beide Formen — in reiner Ausgeprägtheit selten anzutreffen — erscheinen mir legitim, denn beides hat der Mensch immer schon nötig gehabt: die Besinnung und die Tat, den Gedanken und die Handlung.

Zweifelloos ist das Selbstverständnis des Schriftstellers und des Dichters im 20. Jahrhundert bestimmt von der Vorstellung der Notwendigkeit aktiven, tätigen Ein-



greifens in die gesellschaftlichen und politischen Belange des Menschen. Und wenn wir uns heute hier versammelt haben, um den achzigjährigen Schriftsteller, Dichter, Essayisten, Publizisten und Kulturpolitiker Heinrich Zillich zu ehren, muß dieser Hintergrund wenigstens andeutungsweise aufgebaut werden, sollten Antrieb und Gegenstand, Ton und Ziel dieses Mannes verständlich werden, der mit fast vierzig Buchveröffentlichungen, dazu einer Reihe von ihm als Herausgeber betreuter Bücher und zwei redaktionell von ihm gestalteter anscheinlicher Periodika als der fruchtbarste Autor der aus dem Südosten Europas stammenden Deutschen in diesem Jahrhundert vor uns steht. Mehr noch, Heinrich Zillich — der gebürtige Siebenbürger — wurde über weite Strecken zur Zentralgestalt des deutschen Schrifttums im Südosten, jenes „literarischen Territoriums“ also, das sich einst vom österreichischen Czernowitz im äußersten Osten bis ins donauschwäbische Banat, von der deutschen Literaten- und Künstlerkolonie in Bukarest über das kulturell ungemein starke Südsiebenbürgen mit seinen alten deutschen Städten bis nach Klausenberg am Samosch im siebenbürgischen Norden erstreckte.

Die Lage, die sich im Europa der zweiten Jahrhunderthälfte für diesen südöstlichen deutschen Organismus ergab, war und ist nun wohl eine solche der Getrennt- und Zerrissenheit, aber es fällt immer wieder auf, daß sich ihr zum Trotz — und allen auseinanderstrebenden Neigungen entgegen — so etwas wie ein Verständnis der Gemeinsamkeit unter den heute über ganz Europa verstreuten schreibenden Südostdeutschen erhalten hat, auch wenn sie völlig unterschiedliche Wege gehen. Und hier ist Heinrich Zillich — abgesehen von der literarischen Einschätzung seines Werkes — auch heute noch der zumindest unterschwellig wirksame Hinweis auf die nicht ablegbare, angestammte Gemeinsamkeit. Bemerkenswert an diesem Umstand erscheint mir, daß er nicht allein das Ergebnis jener mit einer ungewöhnlichen Dynamik zwischen den beiden Weltkriegen in Erscheinung tretenden schriftstellerischen und publizistischen Potenz Heinrichs Zillichs ist, sondern daß hier bis in

unsere Tage die immer noch gültige Aussage zur Frage des Zusammenlebens der Völker und Kulturen nachwirkt, wie Heinrich Zillich sie aus der besonderen Lage seiner südöstlichen Herkunftslandschaft heraus damals gestellt und beantwortet hatte — einer Frage, die sich — wie wir alle wissen — als Lebensfrage heute längst nicht mehr nur der buntgemischt-spannungsreichen Vielvölkerwelt Südosteuropas stellt, sondern in gleicher Dringlichkeit mittlerweile dem ganzen Erdball. Und spätestens hier erkennen wir Heinrich Zillich als das Kind dieses Jahrhunderts par excellence: er meint Literatur und Dichtung im weitesten Sinne als gesellschaftliche und politische Tat, er meint Wort und Sprache als Mittel, handelnd einzugreifen in die Erscheinungen, die uns im Ideellen wie im Reellen aus den Verhältnissen unseres Daseins, die uns also öffentlich und unmittelbar anrühren.

Diese Grundabsicht des schreibenden und herausgebenden Heinrich Zillich zieht sich wie ein roter Faden durch sein ganzes bisheriges Werk — von der Lyrik bis zum Roman, vom Essay bis zur repräsentativen Festrede, von der kulturpolitischen Streitschrift bis zum Entwurf eines Verfassungstextes, von der historischen Betrachtung bis zur Kunstkritik. Und selbstverständlich stand er dadurch immer wieder im Mittelpunkt der Diskussion, forderte leidenschaftlich Pro und Contra heraus, ereiferte die Geister und machte ihn zum Gegenstand von Angriff und Zuneigung, von vielerlei ehrender Auszeichnung und Anfeindung. Wann und wo ist es anders bei einem Literaten, der nicht mit dem Blick auf die Nachwelt schreibt, sondern auf den Tag, den vor allem in einem erregten, bewegten, ja, wilden Jahrhundert als Aufgabe wahrzunehmen er angehalten war?

Um Heinrich Zillichs Bedürfnis, mit dem Rüstzeug des Schreibenden ins Öffentliche hineinzuwirken, von Grund auf zu verstehen, ist eine Veranschaulichung der

HEINRICH ZILLICH

Liebe Mutter, tausend Meilen

Liebe Mutter, tausend Meilen trennen mich von dir.
Selig würdest du sie gehen, ließ man dich zu mir.
Glücklich wollt ich dich empfangen, wär die Straße frei.
Mauern ohne Tor und Riegel schneiden sie entzwei.
Keine Furt ist uns geöffnet. Zwanzig Jahre schon
ruft vergebens deine Liebe fernher nach dem Sohn.

Zwanzig Jahre sind verdämmert, seit wir uns gesehn.
Und ich seh dich immer noch am Gartenzaune stehn
abschiedsstumm, nur Vater winkte: komm bald wieder
her!

Ach, ich wollte kommen, Mutter, doch ich konnt's nicht
mehr.

Als du ihm die Augen schlossest, war ich nicht dein
Stab.

Russischer Soldaten Marschlärm schwang ums offene
Grab.

Hast nicht Garten, hast nicht Haus mehr, nur ein
fremdes Dach.

Irgendwo am Dorfrand schöpfst du Wasser aus dem
Bach,

schleppst, und bist so alt und krank, vom Wald noch
Holz zum Herd.

Hilft dir jemand, Gott belohn ihn. Mir ist es verwehrt.
Bis den Weitgebierten Mitleid nützlich wird im Spiel,
gehn die Jahre. Mutter, Jahre hast du nicht mehr viel.

Deine jüngsten Enkelbuben, oh du kennst sie nicht,
und auch nicht der Urkindenkel rosenweich Gesicht.
Warme Stuben, rings der Garten so wie einst daheim,
kämst du nur, hier hast du's wieder und wärst nicht
allein.

Wie durch Gitter blickt dein Auge tränenmüd und blau,
weltentfernt herüber, Mutter, arme, arme Frau!

Gegebenheiten seiner Herkunftslandschaft erforderlich. Es sind diejenigen, die der zwanzigjährige aus dem Ersten Weltkrieg, zweiundzwanzigjährige aus dem rumänischen Feldzug gegen das kommunistische Ungarn jener Tage, schließlich fünfundzwanzigjährige als Doktor vom Studium der Staatswissenschaften in Berlin nach Siebenbürgen Heimkehrende hier vorfand. Siebenbürgen — jahrhundertlang Teil des ungarischen Reichsverbandes, dann Kronland der Habsburger, seit 1867 wieder zu Ungarn gehörig — war erst 1920 in Trianon an Rumänien gefallen; nicht nur Siebenbürgens Rumänen, auch die Deutschen hier hatten für den Anschluß an Altrumänien gestimmt, da die Innenpolitik Budapests keine andre Rettung der Eigenständigkeit als möglich erscheinen ließ — Bukarests Versprechungen hatten zudem das Ihre getan. Nun stellte sich jedoch bald heraus, daß man in dem von eh und je nationalistisch explosiven Südosteuropa aus dem Regen in die Traufe gekommen war, denn Bukarest empfand die in Siebenbürgen neben den Rumänen lebenden Ungarn und Deutschen bestenfalls als wirtschaftliches Ausbeutungsobjekt, es strebte vor allem die kulturelle Hegemonie an.

In diesem politischen Feld gründete der mit ersten, in Deutschland veröffentlichten Arbeiten, aber auch durch bedeutende Literaturpreise sehr schnell bekanntwerdende Heinrich Zillich 1924 eine Kultur- und Literaturzeitschrift mit dem Namen „Klingsor“, um die sich die besten Köpfe aller Südostdeutschen sammelten. Das programmatische Anliegen der von Zillich geleiteten Zeitschrift war nun jedoch nicht — wie man bei der gegebenen politischen Situation vermuten sollte — die verteidigende Igelstellung, die Abriegelung, sondern — im Gegenteil — die Öffnung über die nationale Grenze hinaus, das Angebot der Mittlerstellung in der von altem Haß bestimmten Spannung zwischen Rumänen und Ungarn, die Einladung also zur geistigen Begegnung im Zeichen der Toleranz. Die von 1924 bis 1939 erschienene Zeitschrift hatte diesen Auftrag keinen Augenblick lang aus dem Visier verloren. Ungarn, Juden, Rumänen, Österreicher, Deutsche, Ruthenen, Ukrainer und andere kamen im „Klingsor“ noch zu einem Zeitpunkt zu Wort, da in Deutschland längst kein Publizist mehr daran dachte, ähnlich zu verfahren. Von den prominenten Autoren, die dem „Klingsor“ nahestanden oder in ihm veröffentlicht wurden, sei hier nur Thomas Mann erwähnt, von dem es eine Briefäußerung des höchsten Respekts angesichts der kulturpolitischen Leistung der in Kronstadt in Südsiebenbürgen verlegten Zeitschrift gibt.

Nun verdient hier in unserm Zusammenhang der folgende Umstand aber besondere Bedeutung: der Ton, der einem beim Durchblättern der „Klingsor“-Hefte entgegenklingt — ich meine das Unverbozene, Klare und Glaubwürdige der „Klingsor“-Sprache, das — und dies erachte ich für das Bemerkenswerte — das Ergebnis einer auf dem Boden der Realitäten geübten Toleranz war. Nirgends nämlich verlor sich hier der über das Nationale hinausweisende Toleranzbegriff in der Haarspalterei des Abstrakten, der Theorie, weil doch alle geographischen Anrainer dieser Zeitschrift — die Südostdeutschen selbst, dazu die Rumänen und Ungarn — im hautnahen gesellschaftlichen, politischen und völkischen Gegen-, Neben- und Miteinander ihre jeweilige nationale Eigenständigkeit auch im Kulturellen und Geistigen als unverzichtbar verstanden. Toleranz mithin nicht als Formel des Verzichts auf angestammte wie historisch gewachsene Spezifika, sondern vielmehr als praktikable Formel der gegenseitigen Achtung und zugleich der Eigenständigkeitsbewahrung. Es ist, damit zusammenhängend, übermaßen aufschlußreich, nachzulesen, wie im „Klingsor“ — auf Einladung der Schriftleitung — gelegentlich die ersten rumänischen Autoren jener Jahre ihren deutschen und ungarischen Landsleuten die Wahrheit — oder das, was sie dafür hielten — freiweg um die Ohren schlugen, dann die ersten ungarischen Autoren das gleiche mit den beiden anderen Völkern und schließlich die der Deutschen von ihrem Standpunkt aus das nämliche taten. In diesem wirklichkeitsnahen, gegebenenfalls ohne Scheu kämpferischen Freimut der Toleranzübung, in der programmatischen „Klingsor“-Aufforderung, ihn zu praktizieren, haben Sie, meine Damen und Herren, das, was ich ein literarisches Selbstverständnis nicht des Meditativen, sondern der Tat, der Handlung, der öffentlichen Wirksamkeit also nannte. Und aus der Erfahrung solchen Umgangsmodus' jener Völker miteinander erklärt sich nun auch der unumwunden gerade Ton Heinrichs Zillichs in diesen Belangen über das Südöstliche hinaus — eines Tons, der im binnendeutschen Raum, in einem Raum der Nei-

gung zu Theorie und Ideologie, so oft intellektuelle Konsternierung auslöste und gründlichst mißverstanden wurde.

Was Heinrich Zillich solcherart im „Klingsor“ mit journalistischer Eloquenz ausdrückte, ist im belletristischen Werk dieses Autors vom Gedicht über die Erzählung und Novelle bis zum Roman gleichermaßen vorhanden, hier dem Gesetz des Literarischen und Poetischen verpflichtet. Daß er — bis auf zwei Ausnahmen — in allen seinen Büchern Gegenwartstoffe, ja, immer wieder Stoffe von besonderer Dringlichkeit behandelte, spricht eine beredte Sprache für eben jene tätige Teilhabe an seiner Epoche und deren Problemen, von der hier die Rede ist.

Will man den Pulsschlag dieser leidenschaftlichen Hingabe an die Gegenwart in Heinrich Zillichs Werk fühlen, wird man sich die Einheitlichkeit seiner Aussage vor Augen halten müssen. Und hier scheint mir die kulturhistorisch für die ehemaligen deutschen Inseln Südosteuropas weitaus bedeutsamste Tat: die über das allein Literarisch-Ästhetische hinausgehende Leistung Heinrich Zillichs und jener Hand voll Autoren seiner Generation noch deutlicher zu werden. Ich meine das Folgende: von der großen, in Europa bekannten, zum Teil sogar berühmten siebenbürgischen Humanistengeneration des 16. Jahrhunderts an — Huet, Honterus, Wagner, Schesäus — hat sich keine Generation der Deutschen im Karpatenbogen wieder so bewußt als Teil des abendländischen Europa verstanden wie die Generation, die nach dem Ersten Weltkrieg das geistige Leben zu beherrschen begann. Und da waren es vor allem die Schriftsteller, Dichter und Publizisten unter den Südostdeutschen, die dieses Bewußtsein in die Öffentlichkeit hinaustrugen und ihm fast proklamatorischen Charakter verliehen. Der unumstritten wirkungsvollste Sprecher aber dieser europäischen Bewußtseinsfindung war Heinrich Zillich — und er verkündete ja, was auch gesagt sein will, keine ertüftelte Ideologie damit, sondern sprach nur unter Epochen immer erbitterteren Nationalitätenkampfes im Südosten Verschüttetes wieder aus. Für die Befreiung des gesamten südostdeutschen Schrifttums vom Provinziellen im negativen Sinne war dies eine Tat von ausschlaggebender Bedeutung.

Im schriftstellerischen Werk Heinrich Zillichs selbst äußert sich dies Bewußtsein von der Eingebundenheit ins ganze deutschsprachige und damit ins abendländische Europa auf Schritt und Tritt. Und einen besonderen Reiz dieses Werkes macht nun zuletzt dessen sich hieraus ergebende Doppelsichtigkeit aus. Denn in Heinrich Zillichs erzählerischem Oeuvre tritt neben das seinem Autor angeborene bodenständige Element des Karpaten-Donau-Raumes immer zugleich auch das Element des Gesamteuropäischen. Ja, es stellt hier sogar die Frage: ob es nicht überhaupt erst dem westeuropäischen Abendländer in Heinrich Zillich möglich wurde, das Unausstausch- und Unwiederholbare seiner südöstlichen Geburtslandschaft zu erkennen und als literarisch anregenden Stoff zu empfinden — jenes provinzielle Kolorit des Einmaligen meine ich, dessen Wiedergabe in allen Literaturen der Welt jede auch nur halbwegs in Frage kommende erzählerische Arbeit auszeichnet. Die manchmal ans Groteske streifende Widersprüchlichkeit und Gegensätzlichkeit der gleichzeitigen Präsenz südosteuropäischer und abendländischer Dimension — manchmal unvermischt nebeneinander, manchmal als Symbiose aufscheinend — bestimmt die schriftstellerisch-dichterische Landschaft bei Heinrich Zillich.

Denn — um den Beweis anzutreten — wie auch könnte ein ausschließlich in den Denk- und Gefühlskategorien Südosteuropas verhafteter Autor einen Stoff als literarisch herausfordernd empfinden, wie Heinrich Zillich ihn etwa in der Erzählung vom Zigeuner „Popa“ aufgriff — diesen archetypischen Ausschnitt aus dem südosteuropäischen Kosmos, in dem sich kontrapunktisch im Zigeuner das Balkanisch-Orientalische und in dem kaum in Erscheinung tretenden deutschen Bauern das Abendländische gegenüberstanden? Wie könnte, weiter, ein Autor, der seine Umgebung allein mit den Augen des Südosteuropäers sieht, die erregende, von den unterschiedlichen Volkscharakteren her vielfach gebrochene menschliche Landschaft auch nur ahnen, die Heinrich Zillich zum Beispiel in der großartigen Erzählung „Wälder und Laternenschein“ einfing — einer Erzählung, deren Thema wohl die weder geographisch noch national umgrenzbare Liebe ist, deren literarische Qualität jedoch undenkbar erscheint ohne das spezifische südöstliche Kolorit, das wieder in seiner Vielgesichtigkeit zu erkennen nur aus der Distanz des nicht allein in Vorstellungen des Südosteuropäischen beobachtenden Autors möglich war? Oder wie anders könnte denn das

mächtige Panorama des Romans „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zustande gekommen sein, in dem sich die Völker Südosteuropas wohl in den heimatlichen Landschaften bewegen, zusammen mit dem Bild ihrer Landstriche und Seele aber hineingestellt sind in die größere Bewegung der ganz Europa verändernden Epochen um den Ersten Weltkrieg? Und wie, wenn nicht so, ist die Gleichzeitigkeit von siebenbürgisch Lokaltypischem und Europäischem im Roman „Der Weizenstrauß“ zu erklären? Oder wie hätte — wahllos herausgegriffen — das bodenrühig Karpatische und die Welt Europas bis Berlin in der Erzählung „Die Schlucht“ als Einheit ausgedrückt werden können, wenn ihr Autor nicht zusätzlich zur Verwurzelung im Transsylvanischen die Bildung und Sicht des abendländischen Europäers mitgebracht haben würde? Aber genau so verhält es sich mit den Anekdoten aus der Sammlung der „Flausen und Flunkereien“, in denen das Siebenbürgische Orgien der Unverkennbarkeit feiert, mit der Novelle „Der baltische Graf“, in der die Stadtwelt Kronstadts ebenso aufgerissen wird wie die Europas vom kaiserlich-habsburgischen Wien bis ins zaristische Petersburg, vom rebellierenden Madjarentum anno 1848 bis in die tatarischen Steppen Südrußlands — und so weiter. Überall, für dies gesamte schriftstellerische Werk gilt: daß erst die aus dem Bewußtsein abendländischen Europäertums gewonnene Distanz zu angestammten südöstlichen Spezifika Heinrich Zillich und die anderen südostdeutschen Autoren seiner Generation in die Lage versetzte, ein literarisches Konterfei jener Landstriche zu entwerfen, das über die Grenzen des Lokalen hinaus relevant, und das heißt hier: in Europa überhaupt erst verständlich wurde... Das, was ich eingangs als zur Tat, zur Handlung drängendes literarisches Selbstverständnis bei Heinrich Zillich bezeichnete — hier haben Sie es wieder. Denn niemals hätte ein sich im rein Betrachtenden, sich allein im Zeichen des Ästhetischen verstehendes literarisches Bewußtsein die Grenzen des Lokalen so entschieden sprengen und einen so unübersehbaren Beitrag zum gesamteuropäischen Gespräch ermöglichen können — zumindest bis zu jenem Zeitpunkt, will hier nun auch angemerkt sein, da die größeren Mächte des Unheimlichen — dessen Wesen immer schon im fanatisierten Willen zur Abgegrenztheit lag — die Oberhand gewannen. Das Abendländische mithin, meine Damen und Herren, durchaus nicht — wie ab und zu verlautet — als intellektualistische Marotte einiger Anachronisten, nein, sondern als Brücke, auf der man sich über den Abgründen dieses geistig zerklüfteten Europa immer wieder entgegengehen konnte. Wie gefährdet und gefährlich zugleich Europa ohne die allgemein verbindliche geistige Verständigungsformel geworden ist, erleben wir heute an allen Ecken und Enden: wir haben keine gemeinsame Sprache mehr — auch nicht mehr in den Literaturen.

Die Epoche aber, die Heinrich Zillich zusammen mit den Gleichgesinnten im kulturellen Leben der Südostdeutschen in diesem Sinne seinerzeit einleitete, mehr noch, die geistige Dimension, die diese Männer im Daseinsbewußtsein der Südostdeutschen schufen, wirkt — bewußt, unbewußt — in der geistigen Elite dort unten bis heute nach. Und das ist, bedenkt man die politischen Umstände, für deren Überlebenswillen mehr als ein Außenstehender ermessen kann. —

Lieber Herr Doktor Zillich, es ist sehr Vieles ungesagt geblieben in dieser Laudatio. Da ich aber schon einigemale in der Öffentlichkeit über Sie gesprochen, nicht wenig über Sie, Ihre literarische und publizistische Arbeit geschrieben habe, hoffe ich, in diesem erlesenen Auditorium wenigstens mit Ihrer Nachsicht für meine Unzulänglichkeit rechnen zu dürfen. Sie, meine Damen und Herren, bitte ich freundlich, mit der Sympathiebekundung für den Jubilar — die doch der Zweck unseres Hierseins ist — das Verständnis dafür zu verbinden, daß in zwanzig Minuten die Summe eines erfüllten achzigjährigen Lebens wohl mit einem von Herzen kommenden Dank, nicht jedoch mit wohlgesetzter und alles bedenkender Rede ausgesprochen werden kann. Und ein von Herzen kommender Dank ist es vor allem, was ich hier im Namen sehr vieler vorzutragen hatte.

Friedrich der Große:

„Toleranz muß jedem Bürger die Freiheit lassen, zu glauben, was er will. Aber sie darf nicht so weit gehen, daß sie die Frechheit und Zügellosigkeit junger Hitzköpfe guthieß, die etwas vom Volke Verehrtes dreist beschimpfen. Das ist meine Ansicht. Sie deckt sich mit dem, was zur Sicherung der Gedankenfreiheit und der öffentlichen Ruhe nötig ist — und das ist der erste Gesichtspunkt jeder Gesetzgebung.“

Das erste Kind

Also war da eine blaue Wiege
und Abend darüber und im Garten der Mohn.
Und kleines Volk auf der Wolkenstiege
und die Mutter, die Mutter lächelte schon.

Und es waren dabei viel süße Dinge,
die freundliche Nachbarinnen gebracht:
ein kleines Glöcklein in silbernem Ringe
und Püppchen und Pferdchen und Träumlein
zur Nacht.

Und eine Amsel sang spät im Holunder,
es rauschte der Bach und der Garten verging.
Und wie ein stilles, duftendes Wunder
in den Hecken die erste Rose hing.

Später versanken zum ersten Male
Mutter und Kind in den tiefsten Traum.
Die Nacht erhob ihre kostbare Schale
und schwang einen goldenen Stern in den Raum.

NATALIE
BEER

75



„Mir ist manchmal, als säßen wir vor einer alten Truhe mit geöffnetem Deckel und getrauten uns nicht, die Schätze zu berühren, die sie enthält, aus Angst, sie könnten zerbrechlich geworden sein wie zerschlissene Seide oder wurmdurchlöcherter Holz. Was aber einmal in uns gelebt hat, soll nicht altern, sondern gegenwärtig bleiben, als läsen wir es mit dunkler Stimme aus einem alten Buche, das den Traum unserer Jugend enthält.

Die Brunnen haben nicht aufgehört zu rauschen, die Linde auf dem Dorfplatz blüht jedes Jahr. Im Frieden des Gottesackers ruhen unsere Väter, viele Geschlechter lang, manch ein Kreuzlein hängt schief im Winde und die Namen auf den verrosteten Schildchen sind kaum mehr lesbar.

Von diesen Kirchentoren aus sind sie fortgezogen vor dreihundert Jahren und später viele Jahrzehnte lang mit ihren Maurern und Bailliergesellen, nach Frankreich und ins Elsässische, ins Schwabenland und in die Schweiz. Dort bauten sie Kirchen, Klöster, Rathäuser und Kornhallen, wolkenragende Türme, geschwungene Fassaden mit Schnörkeln und Kartuschen, Arabesken und Gitterfüllungen. Sie bauten Kanzeln und Emporen, in denen sich die Freude des Jahrhunderts spiegelte, das endlich einem der längsten und grausamsten Kriege entwachsen war.

Das Haus, in dem wir wohnten, grüßt uns noch in seiner altvertrauten Form, nur, die jetzt darin leben, sind fremde Leute.

Dort hinter den hohen Fenstern haben wir größeren Mädchen zu dritt geschlafen und die Dinge beredet, die dem jungen denkenden Menschen als Offenbarung erscheinen. In der weiten Stube nebenan saßen wir um den runden Tisch in der Ecke, vierzehn an der Zahl mit Vater und Mutter. Es war Raum genug für alle.

Noch nehmen unsere Sinne den Duft des Brotes, die Süßigkeit des Honigs wahr, sie erinnern sich an die Würze, die aus dem frischgeschnittenen Gras strömt, und die Kälte, die ein Wintersturm durch das Gebirge jagt.

Bild um Bild tritt ganz deutlich in unsere Erinnerung — die paar Häuser des kleinen Dorfes, die lange weiße Straße, das Kirchlein mit dem Zwiebelturm und daneben die Schule. Der Dorfbrunnen, an den die Bauern die Kühe zur Tränke trieben, die gackernden Hühner, und weiter ein verträumtes Waldstück, eine wilde Bachschlucht, hügelwärts ein paar Häuser mit silberschimmernden Schindeldächern. Die Berge der Umgebung, das Firmament, das Blau, das Grau, das Licht und der friedliche Abend.

Haben wir all dem die Treue gehalten — Treue, die keine Tugend ist, sondern eine Eigenschaft?

Es ist ein Zeitraum von bald siebzig Jahren, dennoch sind Vater- und Mutterliebe mit Ausnahmen dieselben geblieben, was auch geschehen mag. Zwei Kriege haben die Welt verheert, sie haben auch in das stille Waldtal eingegriffen und es nicht glücklicher gemacht. Aber man lebte inniger, man war mehr bei sich selbst und

bei anderen. Und die geringsten Dinge hatten ihre Bedeutung.

Vielleicht ist jedes Menschen Jugend ein Anfang der Schöpfung, und die hier geschilderte war ein Auftrag, den unsere liebe Freundin, die Dichterin Natalie Beer, unbewußt empfing, und dadurch langsam zu einer Verpflichtung aufgefordert war. „Wenn sie nun bald erfüllt ist, habe ich nur noch zu danken“, schließt sie das Geleitwort zu ihrem, anlässlich ihres 75. Geburtstages vom Leopold Stocker Verlag herausgebrachten Kindheitsroman „Als noch die Sonne schien“. (298 Seiten, öS 228,—)

Längst haben die Leser unseres alljährlichen „Herzhaften Hauskalenders“ „unsere“ Natalie Beer als, so könnte man sagen, urösterreichische Dichterin verstanden und lieben gelernt, ob es um die vielen ihrer wunderschönen Gedichte ging oder um einen ihrer zahlreichen Prosabeiträge. In ihrem jüngsten Werk freilich blickt sie in ihre eigene Vergangenheit zurück und von daher ist ihr erstmals die unmittelbare Aufgabe einer Selbstdarstellung abgefordert; ganz zu trennen vom eigenen Leben, Empfinden und Denken vermag kein Dichter seine Helden. Er haucht ihnen ja Leben ein und irgendwo, irgendwie wird es immer auch ein Stück seines Lebens sein, und sei es nur der bewußte Gegensatz zu ihm.

Natalie Beer ist im Zeichen der Zwillinge, nahe der Sonnenwende, 1903 in Au/Vorarlberg geboren. Väterlicherseits reicht das Geschlecht in die Ahnenreihe der Vorarlberger Barockbaumeister aus dem Bregenzerwald. Sie besucht die Handelsschule in Bregenz, ist früh im kaufmännischen Beruf des Vaters, später in anderen einschlägigen Berufen tätig. Während des Zweiten Weltkrieges studiert sie zeitweilig Volkskunde an der Universität Innsbruck. Die tiefste Kerbe ihres Lebens schlägt ihr das unerbittliche Schicksal mit dem Soldatentode ihres Lebenskameraden. Sie selbst wird in Bombentreffern verschüttet und gerettet, ihr Bruder fällt. Von daher rührt wohl die in ihrem tiefsten Wesensgrunde beheimatete Wehmut bis zur Traurigkeit, deren verschattete Quellen immer wieder in ihrer Lyrik so erschütternd spürbar werden. Vielleicht gerade deshalb aber verlangt die Sehnsucht ihres lichtergrünen Herzens auch immer wieder nach all den Glanzlichtern der sie umgebenden Schöpfung, den kleinen Tieren darin und, wie könnte es anders sein, den Kindern mit ihrer aller Unschuld und Fröhlichkeit.

Anerkennung und Preise haben die nach der Mutterheimat Rankweil Zurückgekehrte nicht gerade überschüttet, aber das Silberne Ehrenzeichen des Landes Vorarlberg, der „Ehrenring dem deutschen Gedicht“ seitens des Deutschen Kulturwerks europäischen Geistes in Planegg bei München, schließlich die Verleihung des Berufstitels „Professor“ bezeugen die hohe Wertschätzung, die sich Natalie Beer mit bis heute acht Lyrikbänden, acht Romanen und fünf Erzählbänden neben fünf Volksschauspielen, in Bizau aufgeführt, erkämpft hat. Wir wünschen ihr zu ihrem Ehrentage die Kraft und die Gesundheit, noch so manchen ihrer Pläne verwirklichen zu können!

**Kirchtag
Schirme**



SALZBURG, GETREIDEGASSE 22
HALLEIN, KORNSTEINPLATZ 77

ständig **Fliesen-
Sonderangebote**
in unserer
**Fliesenhaus
Weiser
Salzburg**
**BILLIG
ECKE**
Fürstallerg. 36
Tel. 20 956

DREIFALTIGKEITS-APOTHEKE

Mag. pharm. Charlotte Toriser
8020 GRAZ, Lazarettgasse 1, Ruf 91 19 87

**Mehr
als
Geld
und
Zinsen**

HAGEBANK
TIROLER HANDELS-
UND GEWERBEBANK
Innsbruck, Sillgasse 19,
Tel. 05222/23771

Alpenland-Buchhandlung

Sparkassen-Reiseservice

Exchange



Geldwechsel - Reiseschecks - Urlaubssafe
Scheck u. Scheckkarte - Benzingutscheine
Reiseinformationen - Umrechnungstabellen

**STEIERMARKISCHE
SPARKASSE**

GUTES
KAUFT MAN
AM
BESTEN
BEI

**SPAR
SPAR
SPAR**

Sparzentrale für Tirol und
Salzburg, Kufstein

**Autozubehör
und
Ersatzteile**



vom ältesten Fachgeschäft in Salzburg

Rakus KG

5021 Salzburg, Rainerstraße 17, Tel. 7 22 90

Jugendbücher — Romane — Reisebeschreibungen
Spezialbuchhandlung für pädagogische Literatur
Lehrmittel für alle Schulen

8011 GRAZ, Joanneumring 11

Geschichte schreibt nicht nur der Sieger!



Aus dem Inhalt:

1. Neuer deutscher Frauen-Segelflug-Rekord über den Alpen, Mai 1977
2. Mein Wortbruch
3. Die Zeit der Gefangenschaft
4. Ein folgenschweres Erlebnis
5. Mein Erleben im „Hitler-Bunker“
6. Die verschwundenen Briefe
7. Dem Sieger ausgeliefert
8. „Entnazifizierung“
9. Ich schreibe „Fliegen — mein Leben“
10. Die Mitarbeit im Notruf
11. Segelflug-Weltmeisterschaften 1952 in Madrid
12. Ich bin ein hoffnungsloser Fall
13. Deutscher Segelflugmeister 1955
14. Die Segelflug-Weltmeisterschaften in St. Yan 1956
15. Begegnungen mit Kardinal Wendel und Bischof Isidor Emanuel von Speyer
16. Begegnung mit der Résistance
17. Deutscher Frauen-Höhensegelflug-Rekord 1957
18. Polens Visumsverweigerung 1958
19. Das Erlebnis Indien
20. Begegnung mit Pandit Nehru
21. Jubiläums-Einladung nach Finnland 1960
22. 1961 Einladung in die USA —
 - a) Begegnung mit Präsident Kennedy
 - b) bei Igor Sikorsky in Stratford/Conn.
 - c) Einladung zu Dr. Küttner und Wernherr v. Braun nach Huntsville/Al.
23. Einladung vom ghanischen Staatspräsidenten Dr. Kwame Nkrumah
24. Meine brasilianischen Freunde
25. Vier Jahre in Ghana
26. Ich fliege wieder Hubschrauber. Zielrückkehrrekord über den Alpen
27. 50jähr. Jubiläum d. Wasserkuppe m. Neil Armstrong
28. Das lukrative Geschäft mit der Lüge geht weiter
29. Hohe Ehrungen in den USA

Das Buch bringt die Fortsetzung der Lebenserinnerungen der bedeutendsten und prominentesten Fliegerin Deutschlands, nämlich von Hanna Reitsch, **FLIEGEN — MEIN LEBEN**. Es umfaßt die Zeit von der deutschen Kapitulation im Mai 1945 bis zur Gegenwart (1977). Neben der Erzählung über fliegerische Erlebnisse, Leistungen und Auszeichnungen liegt der Schwerpunkt dieses Berichtes im Zeitgeschichtlichen. Das Buch basiert auf Briefen, persönlichen Berichten und Tagebuchaufzeichnungen. Oberstes Kriterium blieb für sie, der Wahrheit zu dienen. So soll **HÖHEN UND TIEFEN** ein authentisch durchlebter Zeitbericht aus persönlicher Erfahrung sein.

Man erschauert bei dem Gedanken, wie viele Nachforschungen nötig sind, um die Wahrheit selbst des geringfügigsten Details zu ergründen.
Stendhal

Grabert-Verlag, Postfach 1308, D-7400 Tübingen
Wilfred von Oven

HITLER UND DER SPANISCHE BÜRGERKRIEG
Mission und Schicksal der Legion Condor

557 Seiten, 50 Fotos, 5 Kartenskizzen, 36 Seiten Dokumentarteil, aktuelles Geleitwort des Verlages und Nachwort des Autors, ISBN 3-87847-038-X, Preis DM 38,—.

1937 brannte Guernica. Der deutschen Legion Condor, im Spanischen Bürgerkrieg auf nationaler Seite kämpfend, wurde damals die volle Verantwortung für dieses schreckliche Ereignis angelastet. Deutschland leidet heute noch unter dieser Anklage. Doch es war anders, sagt Wilfred von Oven in seinem neuen Buch über das Eingreifen Hitlers in den Spanischen Bürgerkrieg. Mission und Schicksal der Legion Condor werden erstmalig in wahrheitsgetreuem Licht von einem unmittelbar Beteiligten geschildert. Von Oven war einer jener 20 000 Legionäre, die — zu einer Friedensmission, der Befreiung Spaniens von der kommunistischen Unterwanderung, von General Franco ins Land gerufen — für die „spanische Sache“ kämpften und zum Teil ihr Leben ließen. Hitlers Voraussicht, der roten Gefahr in einem verwirrten Spanien zugunsten eines national-starken Europas entgegenzutreten, ist von den Historikern bis heute nicht erkannt worden. Von Oven stellt diese Weitsicht Hitlers zum ersten Mal in den Mittelpunkt seines spannend und mitreißend geschriebenen Werkes. Hitlers Zusammenkunft mit Franco 1940 in Hendaye sollte zum Gipfelpunkt der sich vertiefenden Beziehungen zwischen National-Spanien und dem Deutschen Reich werden. Es kam anders. Franco ließ Deutschland im Stich, zog sich aus dem Freundschaftsbündnis zurück und erklärte sich für den Verlauf des Zweiten Weltkrieges neutral. Daß auf diese seine Haltung der deutsche „Widerstand“ maßgeblichen Einfluß genommen hatte, steht erst heute fest.

Nach vierzig Jahren des Schweigens öffnet der bekannte Kriegsberichterstatter und spätere Pressereferent von Goebbels das Archiv seiner Aufzeichnungen. Mit Hilfe eines der besten Spanien- und Francokenners, der als Mittler Hitlers Hilfe ins spanische Land brachte, entwirft von Oven ein neues und notwendiges Geschichtsbild jener schaurigen Epoche. Ein zweites Guernica kündigt sich an. Spanien steht heute dort, wo es vor vierzig Jahren stand. Damals lautete General Francos Befehl: „Befreit Guernica von den Roten!“ Wer hilft Spanien jetzt, da es erneut in die inneren Wirrnisse zurückfällt?

Von Ovens Buch ist hochaktuell. Es trägt das Gesicht einer neuen Zeit, die erkennen muß, daß die deutsche Geschichte nicht durchgängig so war, wie sie im Bilde unserer Gegner nach wie vor gezeichnet wird. Die Wahrheit ist anders. Wilfred von Oven bezeugt dies mit schlüssigen Beweisen.

Schönheit und Unschuld

Ein Sermon an die Mädchen

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen. Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Kolibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüt und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, Ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt großen Wert setzen kann. Du hast sie Dir nicht gegeben und Du magst sie Dir nicht erhalten, 'n paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen Dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh Deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie Dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

ENTARTETE LITERATUR

Der Schweizer Germanist und Literaturhistoriker an der Universität Zürich, Emil Staiger, der im Februar seinen 70. Geburtstag feiern konnte, schrieb über den Zustand der deutschen Literatur:

„Man gehe die Gegenstände der neueren Romane und Bühnenstücke durch. Sie wimmeln von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheußlichkeiten großen Stils und ausgeklügelten Perfidien. Sie spielen in lichtscheuen Räumen und beweisen in allem, was niederträchtig ist, blühende Einbildungskraft. Doch wenn man uns einzureden versucht, dergleichen zeuge von tiefer Empörung, Beklommenheit oder von einem irgendwie um das Ganze bekümmerten Ernst, so melden wir — nicht immer aber oft — begründete Zweifel an.

Der Bürger applaudiert dem politischen Terror, die Dame der guten Gesellschaft sexuellen Exzessen, deren bloße Erwähnung sie sich in ihrem eigenen Hause verbitten würde. So spüren sie doch eine ungemütliche Regung. Doch diese Regung kommt nicht auf. Sie erstickt im Respekt vor der ‚Kunst‘ an sich...

Wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie? Gibt es denn heute etwa keine Würde und keinen Anstand mehr, nicht den Hochsinn eines selbstlos tätigen Mannes, einer Mutter, die Tag für Tag im stillen wirkt, das Wagnis einer großen Liebe oder die stumme Treue von Freunden? Es gibt dies alles nach wie vor. Es ist aber heute nicht stilgerecht.“

Zitiert bei Herbert Böhme: „Die Ordnung der Werte“, Tübingen-Verlag, 1967, S. 278 f.)

Also 'n Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müßt mir nicht böse sein, Ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist.

Ich möchte Euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's Euch anders sagen, werden um Euch stehen und lieblosen und bewundern. Und das möchte Euch betören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden; und das wäre schade um Euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Waage; so wie die eine in Eurem Gemüt steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebhaber zum Teil und erheben eben deswegen vor Euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen Euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber, fliehet den Mann, der das tut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verließ; aber er war der Großmut nicht wert und sollte eine tragen, und ich täte sie ihm gern in seinen Haarbeutel, oder hing ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbteil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter Euch hergeht und über Euch wacht, solange Ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von Euch weicht, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchens, ich weiß, was Ihr wert seid! Und was Ihr dem Manne sein könnet, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt, eines Mannes zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid Ihr ihm ein Trost und machet ihn allzeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich Euch ansehe und an Euch denke. Nun, Ihr seid in der Welt und müßet durch, was auch Euer Beruf sei. Gehet in Frieden, und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß Deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Im Vermächtnis an seinen Sohn Johannes.

Matthias Claudius

„Es gingen die Jahre und Jahrzehnte ins Land. Die Mutter war schon lange tot, aber die liebe Dote lebte noch.

Die Dote! Ich habe nie mehr einen selbstloseren Menschen kennen gelernt, auch keinen zufriedeneren und glücklicheren. Als sie ihren Eltern ausgewartet hatte, stand sie meiner Mutter bei und nachher mir und der Schwester und vielen wildfremden Menschen. Sie hat nicht immer Dank geerntet. Als ich ihr dies aber einmal als Mahnung vorgehalten habe, hat sie nur mit der Hand abgewunken und gesagt: „Bua, wenn mr aufs Dankschö wartet, ist's Herz net sauber.“

Ich weiß nicht, wieviel Strümpfe und Hösle sie gestrickt hat in ihrem Leben. Als ich es später habe machen können, habe ich ihr manchmal etwas zugeschoben, bis ich gemerkt habe, daß sie alles wieder weiterverschenkt hat. Da habe ich ihr einmal eine schöne warme Weste gebracht, wie sie selber keine hätte stricken können, es wäre ihr auch nie eingefallen, sich selber eine Weste zu stricken. „Ein Prachtstück“, hat sie gemeint und hat sich sehr gefreut. Als ich dann nach einiger Zeit einmal fragte, warum sie denn ihre Weste nicht anziehe, sagte sie, daß es doch noch nicht so kalt sei. Und als ich weitermachte: das Westle gefalle ihr aber doch, lenkte sie ab, indem sie sagte, wir müßten nun aber machen, wenn wir die Stadtante noch besuchen wollten. Ums Numgucken sei es wieder Zeit für mich auf den Zug. Ich gab aber nicht nach, und da stellte sich heraus, daß sie das schöne Westle aufgezogen und für die Kinder einer Nachbarsfrau Strümpfe daraus gestrickt hatte. Sie merkte, daß ich darüber verärgert war, und so sagte sie: „Bua, die Kender hent Strümpf nötiger ghet wie i a West. Wenn mr sich regt, wird's oim au ohne Westle warm. Komm, jetzt müßet mr aber ganga.“

Als schon ein paar meiner Bücher erschienen und gern von den Leuten gelesen worden waren, kam sie einmal zu meinem Geburtstag und drückte mir ein kleines dünnes Päckchen in die Hand, das fast in einen Briefumschlag gegangen wäre. „'s ischt nix Nobels“, sagte sie, „aber vielleicht freut 's de doch. Es ist dei ersts Buch, des d'gschriebe hast.“

Aus dem Papier kam ein Heftchen, in graues Packpapier gebunden, so groß wie ein Notizbuch. Und auf dem Umschlag stand „Arbeitsbuch von Karl Götz“. Die Dote hatte es aufgehoben und in ihrem Schrank zwischen die schön gefalteten, schwarzen Sonntagsschürzen gelegt.

Ich schlug es auf und las den ersten Eintrag: „Heute drei Kärrala Roßbollen geholt“. Dieser Eintrag ist nachweisbar meine erste literarische Betätigung gewesen. Und so braucht es niemand zu wundern, wenn ich den nüchternen und einfachen Dingen dieser Welt in meinen Büchern verhaftet geblieben bin bis auf den heutigen Tag.“

Zitiert aus dem wundervollen Buch von Karl Götz „Der goldene Morgen“, erschienen im Stieglitz Verlag, 1965. Es sind heitere Geschichten aus einer armen Kindheit. Das vornehin Aufgeschriebene kennzeichnet beide: den Dichter, der als Bub aus ärm-

sten Verhältnissen kam und vielleicht gerade deshalb von Mutter und Dote, seinen Vater hat er früh verloren, auf einen selbstgenügsamen Weg ins Leben gewiesen wurde, dafür umso aufmerksamer und mit hellen Augen dieses Leben nahm, um ihm überall auf seinen Grund zu schauen; und es kennzeichnet jene tief zu Herzen gehende Selbstlosigkeit im Muttertum, von der unser aller Leben überhaupt noch lebt. Noch, muß man in dieser aus ihren natürlichen Fundamenten gerissenen deutschen Welt, in unserm Europa insgesamt, unterstreichen. Und muß wohl nicht eigens ausgeführt werden, warum.

Über Karl Götz ist in diesen Tagen anlässlich seines 75. Geburtstages viel geschrieben worden. Über seinen bunten Lebensweg, der ihn in alle Welt führte als stillen Botengänger zu den deutschen Menschen in aller Welt, worüber er sein wohl kostbarstes Buch schrieb: „Brüder über Land und Meer“. Nach dem Zusammenbruch von Volk und Reich erhob er als erster die Stimme des Dichters für die Vertriebenen und ihr Schicksal, das

er in dem ergreifenden dokumentarischen Roman „Wenn die Hoffnung nicht wär“, am Beispiel einer deutschen Familie aus dem Banat gestaltete. Dieser menschlich erschütternde, dichterisch bedeutende Roman erregte auch im Ausland großes Aufsehen.

Seine Bücher kann man also nur solchen Menschen nicht empfehlen, die nichts mehr von Herz und Gemüt, von Heimat, Volk und Vaterland halten, denen das Geschraubte, das Unverständliche, das Morbide lieber ist als das Gesunde, das Lebenbejahende, das Helle, Klare und das Einfache, das in der Kunst wie im Leben das Schwerste, aber auch das Schönste ist.

Wir sind stolz darauf, daß Karl Götz zu unseren „herzhaften“ Autoren gehört. Wir sind von Herzen dankbar dafür, daß es ihn überhaupt gibt, der mit seinem beglückenden Lebensglauben immer wieder aufrichtet und mit neuer Hoffnung erfüllt, und wir wünschen unserm treuen Freund, daß er uns noch manche Dichtung schenken möge aus dem Licht seiner gläubigen Zuversicht. Es ist uns so nötig wie das tägliche Brot und manchmal sogar noch mehr ...



KARL
GÖTZ
75

Einer von den großen Malern ist nicht mehr ...

Georg Sluytermann von Langeweyde

Wer von ihm gerade weiß, ihn jedoch nicht kennt, wird vielleicht meinen: Georg Sluytermann von Langeweyde sei ein richtiges Kind der Heide. Zu deutlich drückt sich in seinem Werk und Handeln jene Wesenskraft aus, die „Heidjern“ stets zu eigen ist. Allein solcher Betrachter irrt.

Georg Sluytermann von Langeweyde — seine Vorfahren waren niederländischer Herkunft — kam 1903 in Essen zur Welt. Und schon damit deutet sich der Spannungsbogen an, der sich insgesamt hinter dem Künstler verbirgt: ein Mann immenser Schaffenskraft mit der ganz konkreten Vorstellung einer idealen Umwelt. Er mußte beinahe die Heide finden, denn er brauchte solch ein unverfälschtes Umfeld.

Doch es war nicht etwa ein Irrtum der Natur, Sluytermann in Essen das Licht der Welt erblicken zu lassen. Als letztes von neun Kindern befaßte er sich schon in Knabenjahren mit der Umwelt des Ruhrgebiets, dessen gradlinige Struktur allein vom Arbeitsfleiß und technischen Ausbau bestimmt war. Schon als junger Studierender der Kunstakademie Düsseldorf aber hatte er auch an Versen und Melodien gearbeitet und sie selber vorgetragen.

Stundenlang beobachtete er die Fuhrleute, sprach mit ihnen und saß sogar hoch auf dem Kutschbock. Und als er als Junge zum erstenmal mit Kohle scheue Zeichnungen entwarf, waren es Pferde und Wagen, die ihn fesselten, mitsamt dem Mann auf dem Bock. Das blieb auch weiterhin das zentrale Thema Sluytermanns: der Mensch in seiner Umwelt; der Mensch, der zusammengefunden hatte mit dem, was ihm die Natur reichlich bot. Und der Mensch blieb auch Zielpunkt seiner Musik und Lieder. Trink- und Vagantenlieder sind es, Melodien, die geeignet sind, am runden Tisch die Zechfreunde mit sprühender Fröhlichkeit zu erfüllen.

Georg Sluytermann von Langeweyde zeigte an sich selbst, was er damit meinte: er lebte in seinem Bendestorfer Haus den Lebensstil, den er auf dem Notenblatt wie auf dem Zeichenblock und der Leinwand gradlinig umriß und verehrte. Mit jedem Strich und jeder Note verriet er, mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit er sich um das Wesen seiner Umwelt und der Menschen darin bemüht hatte. Er wußte davon nicht nur, er wußte davon auch zu berichten. Sein erster großer Erfolg — die Holzschnittfolge „Des deutschen Volkes Lied“. Seine Liebe zum Singen fand in der Wahl der Bildmotive deutlich Ausdruck. In vielen Ausstellungen und Galerien sind seither seine Bilder aus dem Leben bäuerlicher Menschen, der Wanderer und Soldaten vertreten und geliebt.

Welcher Charakter hinter dem lebensfrohen Künstler steckte, zeigten so recht seine Neujahrswünsche an seine Freunde an:

Ein neues Jahr sollst Schicksal du uns Deutschen schmieden,
in welchem Ordnung, Zucht und Redlichkeit besteht,
ein Jahr, das Porno, Hasch und Gangstern ganz entschieden
die Zähne zeigt, bevor wir vor die Hunde gehn.

Wer grade seine Furche pflügt,
den Freund und Kumpel nicht

beträgt,
wer keinem Lump die Stiefel putzt,
und nicht das eigne Nest beschmutzt,
wer, gleich wie auch der Würfel fällt,
dem Vaterland die Treue hält,
tut auch im neuen Jahre
das Wahre.

Auf welche Art er Farbe und Bewegung in eine aufgeschlossene Runde zu bringen wußte und welcher Wind dort wehte, davon spricht am besten ein mitten in Rede und Gegenrede hinein mit erhobener Stimme zitiertes Gedicht von Heinrich Leuthold, das an den Schluß dieses Nachrufs aus Freundschaft, Treue und Verehrung gesetzt sei:

Greift zum Becher und laßt das
Schelten!

Die Welt ist blind.
Sie fragt, was die Menschen gelten,
nicht, was sie sind.
Uns aber laßt zechen — und krönen
mit Laubgewind
die Stirnen, die noch dem Schönen
ergeben sind!
Und bei den Posaunenstößen,
die eitel Wind,
laßt uns lachen über Größen,
die keine sind.

Am 13. April hätte er seinen
75. Geburtstag feiern können.



Es ist ein Schnitter, heißt der Tod, hat Gewalt vom gro-
ßen Gott. Heut weht er das Messer, es schneidet schon viel
besser, bald wird er drein schneiden, wir müssen rats lebend
tret dich, schon's Blümelein!

Georg Sluytermann von Langeweyde

WIR GEDENKEN IN EHRFURCHT

unseres lieben Freundes

Dir. Otto Broschek

der am 9. April d. J. unerwartet von uns gegangen ist.

Friedrich, der Große

Grabrede auf den Prinzen Heinrich

Der Tod, meine Herren, ist
uns allen beschieden.
Wohl denen, die mit
dem tröstlichen Bewußtsein
sterben,
daß sie die Tränen der
Überlebenden verdienen!

Er kam aus dem Wandervogel, dessen Gedankengut nicht nur seine Jugend geprägt hatte, der für sein ganzes Leben bestimmend geblieben: Leben nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit.

Es heißt, die Gegenwart in ihren auf das ausschließlich Materielle ausgerichteten Zwängen erlaube es nicht, Regungen des Herzens Raum zu geben. Dieser kostbarste Teil menschlichen Tuns sei „unzeitgemäß“ geworden, er liege wie so vieles im Sterben und mögliche Ausnahmen bestätigten nur die Regel. Die solches tönend verkünden, sie wissen nicht, was sie tun. Unserer Arbeit begegnet das Andere und rührt uns täglich an, ein Kleinod des Herzens — die Güte. Sie findet jedes Herz, das sie sucht. Es gibt keinen Dank, sie zu entgelten, bedarf auch keines, bleibt in sich selber Lohns genug. Ihr Strahlenkranz verklärt die Menschen noch in ihrer größten Not.

Daß einer wie unser lieber Freund Otto mit seiner geliebten Frau aus dem Nichts des völligen Zusammenbruchs 1945 ein Werk wie das heute in Fieberbrunn stehende aufzubauen vermochte und dennoch darüber nie der Güte vergaß, seines Wesens tiefsten Kern darin bekennend, widerlegt nicht nur die Phrasen der Wirtschaftsstrategen, es ist wie ein Leuchtfeuer im Dunkel nächtlicher See, Brot vom Brote des Lebens.

„Der Mensch ist nur ein Spiegelglas: er spiegelt Gott — nach seinem Maß.“ (Will Vesper)

„Wildgänse rauschen durch die Nacht...“

Robert Götz, Spielmann des „Wandervogel“, ist gestorben

Im Alter von 86 Jahren starb in einem Altersheim in Dortmund einer der Letzten der deutschen Jugendbewegung, des „Wandervogels“, Robert Götz. Dieser Schöpfer einiger unserer schönsten Volkslieder, schon fast zu Lebzeiten vergessen, in einer Zeit, wo fremde Melodien versuchen, unsere Jugend in den Griff zu bekommen, hat sein ganzes Leben dem deutschen Volkslied gewidmet. 1892 im Siegerland geboren, zogen seine Eltern schon zwei Jahre später nach Oberschlesien, wo der Vater Betriebsleiter einer Papierfabrik wurde. Schon früh wurde sein musikalisches Talent erkannt und gepflegt, so daß er im Laufe seines Lebens viele Musikinstrumente beherrschen lernte: Gitarre, Geige, Cello, Bratsche und Klavier.

Sein Leben war eng verknüpft mit dem deutschen Schicksal der Oberschlesier, wie er ebenso die Vertreibung miterlebte, und völlig verarmt in seine ursprüngliche Heimat zurückkehrte, wo er dann in Dortmund im 4. Stock eine Mietwohnung bezog. Was ihm geblieben war, war das deutsche Lied. Nicht mit materiellen Gütern gesegnet, ohne Ehrungen, mit denen heute die „Rock-Pop-Stars“ als Eintagsfliegen überschüttet werden, lebte er still, bescheiden, zurückgezogen und zufrieden, wohl wissend, daß seine Melodien auch diese Zeit überdauern würden. In jenen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, als der „Wandervogel“ als neue Jugendbewegung aufbrach, packte es auch Robert Götz, und so zogen sie mit dem von ihm vertonten Lied hinaus: „Aus grauer Städte Mauern, zieh'n wir hinaus ins Feld, wer bleibt, der mag versauern, wir fahren in die Welt...“

Nach dem ersten Weltkrieg vertonte er das schwermütige Gedicht von dem gefallenen Walter Flex: „Wild-

gänse rauschen durch die Nacht, mit schrillum Schrei nach Norden...“ Es folgte dann die Vertonung: „Wir ziehen über die Straßen mit schwerem Schritt und Tritt, und über uns die Fahne, sie knallt und flattert mit...“ Ein Lied, das er viel später in Rom von Schweizer Gardisten singen hörte. „Es klappert der Huf am Stege“ ist ebenso ein Werk von Robert Götz, wie das Safari-Lied: „Wie oft sind wir geschritten auf schmalen Negerpfad...“

Wir kennen sie alle noch, diese schwungvollen Melodien, wie ebenso seine gefühlvollen: „Jenseits des Tales standen ihre Zelte, zum roten Abendhimmel quoll ihr Rauch. Das war ein Singen in dem ganzen Heere, und ihre Reiterbuben sangen auch...“ und wissen oft nicht mehr, wem wir sie verdanken.

Und so möchte ich schließen, sicher im Sinne von Robert Götz, mit der letzten Strophe von „Es klappert der Huf am Stege“:

„Leise sinkt der Abend nieder,
uns wird das Herz so schwer,
leiser werden die Lieder,
wir sehen keine Heimat mehr.
Wir reiten und reiten und reiten,
und hören von fern schon die Schlacht!
Herr, laß uns stark sein im Streiten,
dann sei unser Leben vollbracht.“

WIEBKE STELLING



Erscheinungsort Graz
P. b. b. Verlagspostamt 8020 Graz

STEIERMARK

Landesstelle Steiermark, 8010 Graz,
Schillerstraße 8/II, Fernruf 34 0 11

PSKonto Nr. 4579.616: Steierm. Bank, GiroKto. Nr. 0000-090589

Dank

Da ich meine Ausbildungszeit für den technischen Laboratoriumsdienst am Allgemeinen öffentl. Krankenhaus der Stadt Linz beendet habe, möchte ich mich für Ihre Ausbildungsbeihilfe bedanken.

Ich habe nun einen Dienstposten als med. Assistentin in einem Isotopenlabor gefunden. Es ist ein abwechslungsreicher und vor allem sehr interessanter Arbeitsbereich, der mir wirklich viel Freude bringt. Ich möchte Ihnen daher nochmals recht herzlich für Ihre Unterstützung danken. Ihre Hilfe zur Ausbildungsfinanzierung wird immer in guter Erinnerung bleiben.

Mit freundlichen Grüßen gez. Regina Krennböck

Hanna Reitsch - Neuer Weltrekord

Im Rahmen einer kleinen Feier würdigte der Alpine-Sportfliegerklub Leoben-Donawitz im klubeigenen Werkstättenraum des Sportflugplatzes Timmersdorf bei Leoben Flugkapitän und Autorin Hanna Reitsch, die vor einer Woche einen neuen Weltrekord im Damensegelflug aufgestellt hatte. Hanna Reitsch war dabei mit ihrem Hochleistungssegler der Standardklasse, „Cirrus 75“, von Timmersdorf bis St. Anton am Arlberg und zurück im klassischen Ziel-Rückflug insgesamt 720 Kilometer (zwischen 8 Uhr morgens und 18 Uhr) unterwegs, womit sie den bisher von einer Polin gehaltenen Weltrekord gleich um 50 km überbot. Und das alles im Alter von 66 Jahren.

Hanna Reitsch, die in Frankfurt lebt und sowohl die deutsche als auch die österreichische Staatsbürgerschaft besitzt, kommt bereits seit den sechziger Jahren in die Obersteiermark. Mit einem täglichen Dreikilometer-Dauerlauf und halbstündigen Yogaübungen hält sich Hanna Reitsch fit und faßt als nächstes Ziel ins Auge, ihr fünftes Buch — „Mein Leben als Testpilotin“ — zu schreiben.



Kranzspenden

An Stelle eines Kranzes sind zu ehrendem Andenken folgende Spenden überwiesen worden, von deren Erhalt die Stiftung dankbar Nachricht gibt:

In memoriam Frau Dr. Anny Ritter, Graz, S 200.— von Familie Dr. Justin;

für den verstorbenen Herrn Michael Menzinger, S 1000.— von Frau Berta Menzinger, Bruck/Mur;

für den verstorbenen Herrn Ing. Gustav Hinrichs, Fürstenfeld, S 200.— von Frau Ingeborg Küntner, Graz-Wetzelsdorf;

in Gedenken an Herrn Dr. Georg v. Webern, S 400.— von Herrn Prof. Wilhelm Danhofer, Graz;

in Gedenken an Herrn Dr. Boris Emil Korth, S 500.— von Herrn Dr. Rudolf Seitz, Bruck/Mur;

für den verstorbenen Herrn Hofrat Dr. E. Duman, S 330.— von Frau Dr. Maria Bayer und Fritz, Graz;

für den verstorbenen Herrn Albürgermeister Anton Guggi, Großlobming, S 200.— von Herrn Lois Popelka, Großlobming;

für den verstorbenen Herrn Dr. Franz Rothdeutsch, Wien, S 100.— von Dr. R. Trutnowsky, Graz;

für die verstorbene Frau Elise Nonet-Krenn, Bad Gleichenberg, S 200.— von Frau Laura Huebmershofen-Silbernagl;

für die verstorbenen Professoren Vidovics und Dr. E. Korth, Bruck/Mur, S 500.— von Herrn Mg. ph. Rudolf Fischer, Bruck/Mur;

für die verstorbene Frau Dipl.-Ing. Elfriede Thumer, Frohnleiten, S 400.— vom Ehegatten Herrn Dipl.-Ing. Hubert Thumer, „zugunsten begabter, bedürftiger Kinder“

für die verstorbene Frau Berta Koppitsch, Graz, S 100.— von Frau Annemarie Kees, Graz;

für die verstorbene Frau Grete Schmerzek, Bruck/Mur, S 100.— von Frau Erna Giendl, Bruck/Mur;

für die verstorbene Frau Dietlinde Kallab, Wien, S 500.— von Herrn Dr. Rezac und Frau, Murek;

für den verstorbenen Herrn Dr. Walter Neugebauer, Graz-Eggenberg, S 500.— von Herrn Dr. Rezac und Frau, Murek;

für die verstorbene Frau Schuldirektor W. Zohar, S 200.— als Restgeld vom Kranz des Maturajahrganges 1916;

In memoriam Dr. Gustav Filek-Wittinghausen, S 800.— von Univ.-Prof. Dr. Hermann Ibler, Graz;

in memoriam Schwarz-Würl, Wien, S 300.— von Herrn Hermann Liebich, Graz.

Herausgeber: „Freundeskreis zur Förderung begabter Jugend“ 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Str. 50/VI. Eigentümer und Verleger:

Landesstelle Steiermark, 8010 Graz, Schillerstraße 8/II, Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Norbert Scharnagl, 5020 Salzburg, Ignaz-Harrer-Straße 50/VI — Druck: Ernst Ploetz, Druck- und Verlagshaus, Ges. m. b. H., 9400 Wolfsberg.

auf **S 1.850.-**

sind heuer unsere Eigenkosten pro Ferienkind gestiegen... Bitte, helfen Sie mit uns mit!

Die fröhliche kleine Ulli bastelt einen Frosch aus Filztuch.

OFFENER BRIEF AN PRÄSIDENT CARSTENS

Sehr geehrter Herr Bundespräsident!

Ihr kürzlicher Staatsbesuch in Italien wurde von der dortigen Bevölkerung und dementsprechend auch von der italienischen Presse ohne besondere Emotionen zur Kenntnis genommen. Mit einer Ausnahme, der Schilderung Ihres „Kniefalls“ vor den Ardeatinischen Grotten, den man mit Schlagzeilen und Kommentaren unverhohlener Genugtuung quittierte.

Jene Kräfte, die letztlich die wahren Verantwortlichen der kriegsrechtlichen Geiseler-schießungen waren, begnügten sich nicht mit einer Ehrung ihrer bedauernswerten Opfer durch den Präsidenten der BRD, sondern sie wollten und erreichten eine Demütigung des ersten deutschen Staatsbürgers. Der Weg zu einer Verständigung der Völker ist oft dornenvoll für die Verlierer und beschwerlich zu beschreiten. Trotzdem, wer guten Willens ist, kann ihn aufrecht gehn!

Der Italiener hat ein besonders ausgeprägtes nationales Ehrgefühl, und er ist bereit, diese Eigenschaft auch bei Vertretern anderer Nationen anzuerkennen.

Am 22. März 1944 zerriß der im Auftrag von Mitgliedern der heutigen kommunistischen Parteiführung heimtückisch abgestellte Sprengstoff das Leben von 32 Angehörigen des Pol. Reg. Bozen. Die Folge war, daß der Täter sich nicht meldete, die mit geradezu teuflischer Schlaueit einkalkulierte, ardiatinische Vergeltung.

Als vor Monaten der Verteidigungsminister mit einer dem Großteil der Italiener unverständlichen Begründung dem Vollzieher des Blutbads der Via Rasella eine verspätete militärische Auszeichnung überreichte, schick-

ten Frontoffiziere des italienischen Heeres ihre Medaillen an den Minister zurück.

Ihr Gastgeber, Präsident Pertini, hat seit Beginn seiner Amtsperiode unzählige Male an Gedenkstätten hingerichteter Partisanen oder deren Helfershelfern die moralischen Werte des Widerstands glorifiziert, zu denen er sich selbst bekennt und niemals ihre Methoden anprangert! Auch sein Staatsbesuch in der BRD hinderte ihn nicht, seinen Bekenntnissen freien Lauf zu geben. Wie es sich anlässlich seines Besuchs im ehemaligen Lager Plantsee zeigte.

An der Peripherie von Rom, in Pomezia, befindet sich ein großer Soldatenfriedhof, wo Zehntausende von deutschen Menschen und Staatsbürgern in Erfüllung einer ihnen auferlegten Pflicht zur ewigen Ruhe gebettet wurden. Wir, und gewiß Millionen Deutscher, Herr Bundespräsident, sind der Meinung, daß bereits vor dem „Kniefall“ an den ardiatinischen Grotten aber sicherlich gleich nachher, Ihr Weg — offen vor aller Welt — zu den Gefallenen ihres eigenen Volkes hätte führen müssen! Das aber unterließen Sie!

Politik und Staatsräson haben hier der nationalen Anständigkeit den Vortritt zu lassen, der Rehabilitierung einer „Ehre“, die wir den Gefallenen und für Deutschland Verstorbenen schuldig sind und die letztlich auch die Ihre und die unsere ist.

Mit gebührender Hochachtung
im Namen der Kameradschaft der
ehemaligen Südtiroler Gebirgsjäger
Willy Acherer

ALARMSIGNAL

Ludek Pachmann, berühmter tschechischer Schachspieler, lebt seit Jahren in der Bundesrepublik. Der sozial-liberalen Politik des „Wandels durch Annäherung“ stand er immer skeptisch gegenüber. Kein Wunder bei den „realen Erfahrungen, die er mit dem realen Sozialismus“ sammeln durfte.

So war Pachmann bei dem Bonner Regierungswechsel nicht eben traurig:

„Natürlich habe ich mich über den Regierungswechsel sehr gefreut. Diese Regierung soll eine Chance bekommen, sich zu bewähren. Daher halte ich Neuwahlen für unnötig.“

Ein Problem scheint mir jedoch viel wichtiger zu sein, als der Termin der Neuwahlen: Was wir brauchen, ist nicht nur ein Regierungswechsel, sondern ein echter politischer Wandel, diese beiden Begriffe werden oft identifiziert, sind in der Wirklichkeit aber grundverschieden. Wenn ein Regierungswechsel nicht von einem echten politischen Wandel begleitet wird, kann er sogar etwas ganz Schlimmes erwirken: Den Verlust jeder Hoffnung in einen Wandel und damit einen Verlust der Glaubwürdigkeit unseres ganzen freiheitlichen Systems. Was sollten wir in der Gegenwart ganz konkret als Zeichen eines echten Wandels verstehen? Zum Beispiel wäre es notwendig, daß wir nicht ständig von einer „Kontinuität“ unserer Ostpolitik reden, sondern die illusionistische Entspannungspolitik einer prinzipiellen Prüfung und Revision unterwerfen. Sollten sogar die Herren Honacker und Andropow mit der neuen Bundesregierung zufrieden sein, wäre es für mich ein Alarmsignal.“

HEUCHELEI IN POLITIK

NEW YORK (AP). Politiker, die selbst nicht glaubten, was sie saßen, lögen nicht immer in einem moralischen Sinn“, erklärte der frühere US-Präsident Nixon im US-Fernsehen. Der wegen des Watergate-Skandals zurückgetretene Staatschef erklärte, Heuchelei gehöre nun einmal zur Politik. Sie sei oft notwendig, um gewählt zu werden oder ein Amt zu behalten. Als Kandidat „muß man sich verstellen, muß man einsehen, daß man nicht sagen kann, was man über jemanden denkt“, behauptete Nixon, „denn man hat ihn auszunutzen oder man braucht ihn für irgendwas in der Zukunft“.

Ein Präsident könne einen ausländischen Staatsmann „ehrenwert und intelligent“ nennen, auch wenn weder das eine noch das andere zutrefte. Ein Politiker müsse die von ihm eingesetzten Mittel ständig mit seinem Ziel abwägen. Wenn die Mittel jedoch den eigentlichen Zweck überschatteten, überschreite man die Grenze des Vertretbaren. Nixon meinte, er habe diese Grenze in seiner Amtszeit als US-Präsident nicht überschritten.

US-POLITIK

US-Außenminister Shultz erklärte jüngst in einem Interview, daß die amerikanischen Vorbehalte gegen das Röhrengeschäft nur ein Teil der Gesamtstrategie der USA gegenüber der Sowjetunion seien, deren politische Expansion man nicht durch Wirtschaftshilfe unterstützen solle. Unter diese Rubrik fallen natürlich nicht nur die Erdgasröhren samt allem technologischen Zubehör, zumindest ebenso bedeutsam sind die in der Vergangenheit dem Ostblock gegebenen Kredite, die kaum in die Banken des Westens zurückfließen dürften, einschließlich der amerikanischen Banken, bei denen Polen und die Sowjets noch höher als gegenüber Westeuropa verschuldet sind.

In dem o. a. Interview sagte Außenminister Shultz ferner ganz eindeutig, daß es nicht darum gehe, die Sowjets mit ihrer Nase in ihren Dreck zu stoßen, wohl aber gehe es darum, Moskau künftig von der Fortsetzung einer Expansionspolitik abzuhalten, die Shultz deutlich definierte.

Frage: „In Westeuropa wird häufig mit dem geostrategischen Argument operiert: Wir liegen näher am russischen Machtbereich als die Amerikaner, also können wir nicht auf Konfrontation schalten, sondern müssen mehr nach einem politischen Auskommen suchen. Daher hat wohl auch das Wort Entspannung in europäischen Ohren einen anderen Klang.“

Shultz: „Ich weiß nicht ganz, ob das Wort Konfrontation hier überhaupt am Platz ist. Schauen Sie doch mal auf die Geschichte etwa seit 1975 zurück. Da gab es eine weniger entschlossene Haltung bei uns, beginnend mit den Vorgängen in Angola, dann eins nach dem anderen. Was war das Resultat? Die Sowjets müssen gemerkt haben, daß da ein Machtvakuum herrschte, und sie nahmen es für sich ein. Die Attitüde des ‚Was soll's, wir werden schon auskommen‘ hat also nicht viel gebracht, prüft man das Beweismaterial.“

Daraus folgern wir, daß man den Willen haben muß, der Wirklichkeit ins Auge zu schauen, eine starke Wirtschaft aufzubauen, eine starke Verteidigung und starken Behauptungswillen zu entwickeln. Verbindet man mit all dem die Bereitschaft zu ehrlichem Verhandeln über die Reduktion der beiderseitigen Waffenarsenale, dann ergibt sich daraus eine viel bessere Politik, die überhaupt nichts mit blinder Konfrontation zu tun hat. Vielmehr haben wir es mit einer Strategie zu tun, die insgesamt bessere Ost/West-Beziehungen herbeiführen soll. Das europäische Argument der Nähe zum sowjetischen Machtbereich wird in diesem Zusammenhang gleichsam auf den Kopf gestellt: Je näher dran man ist, desto besorgter sollte man sein über all das, was vorgeht. Wollen Sie die Bundesrepublik in ein Polen verwandelt sehen?“

FRANKREICH IST EIN FREIES LAND

Daß der französische Wissenschaftler, Prof. Robert Faurisson, nach jahrelangen, eingehenden Forschungen es gewagt hatte, wie der Amerikaner Arthur R. Butz, die Vergasungsbehauptungen von Auschwitz und anderswo nicht nur zu bezweifeln, sondern mit aller Entschiedenheit in Abrede zu stellen, hat ihm, wie nicht anders zu erwarten, nicht nur eine Fülle von Feindschaften eingetragen, sondern eine ebenso große Fülle von offensichtlich falschen Behauptungen ausgelöst. Auch in den „Mitteilungen“ (Folgen 1/79 und 2/80) wurde auf seine Feststellungen verwiesen und es ist daher nur rechtens und billig, aus einem seiner Briefe ihn selbst zu Wort kommen zu lassen:

Ich persönlich bin in keiner Weise deswegen gerichtlich verurteilt worden. Im Gegenteil: Ich erreichte im Jahr 1979, daß eine große Pariser Zeitung verurteilt wurde, die es gewagt hatte, zu behaupten, ich sei ein Antisemit, der schon früher wegen antisemitischer Parolen einen disziplinarischen Tadel seiner Behörde hätte einstecken müssen. Das Gericht erkannte, daß es sich hier um eine Verleumdung handelte.

Wegen meiner Meinungsäußerungen über die „Gaskammern“ und über den „Völkermord“ bin ich gegenwärtig zwar das Ziel zahlreicher Angriffe, aber ich lebe glücklicherweise in Frankreich und nicht in Deutschland. Ich bin nicht ganz so frei wie ein Amerikaner, wie Arthur R. Butz, aber ich bin doch sehr viel freier als ein Deutscher wie Wilhelm Stäglich. Es gibt noch andere Unterschiede. In Deutschland wird der Zweifel an den „Gaskammern“ und am „Völkermord“ vor allem durch Vertreter der nationalen Rechten und — soviel ich weiß — auch von sehr wenigen jüdischen Mitbürgern zum Ausdruck gebracht. In Frankreich wurden diese Zweifel zuerst von geistigen Vertretern der Linken, wie Paul Rassinier, geäußert; in den letzten Jahren und vor allem in den letzten Monaten — mit einer Geschwindigkeit, die sogar mich überrascht — verbreiteten sich diese Zweifel in zahlreichen linken Kreisen, in denen französische Juden eine beachtliche Rolle spielen.

Zwei Bücher kamen 1980 auf den Markt, herausgegeben durch den Verlag La Vieille Taupe (ein linksstehender Verlag). Das erstere wurde von einem Mitglied des Centre National de la Recherche Scientifique (Staatliches Zentrum für wissenschaftliche Forschung), Serge Thion, verfaßt, einem jungen Autor. Sein neues Buch trägt den Titel der von Paul Rassinier in Deutschland gehaltenen Vorträge. Es heißt „Vérité historique ou vérité politique? Le dossier de l'affaire Faurisson/La gestion des chambres à gaz“ (Historische Wahrheit oder politische Wahrheit? Die Faurisson-Akte/Die Gaskammer-Frage); es wurde herausgebracht unter Teilnahme und der Verantwortung von Männern wie Jacob Assous, Denis Authier, Jean-Gabriel Cohn-Bendit (dem Bruder von Daniel Cohn-Bendit, Anm. d. Red.), Maurice Di Suillo, Jean-Luc Redlinski, Gabor Tamas Rittersporn und Pierre Guillaume.

Mein eigenes Buch wurde durch den gleichen Verlag herausgebracht. Es trägt den Titel: *Mémoire en défense contre ceux qui m'accusent de falsifier l'Histoire/La question des chambres à gaz* (Aufzeichnungen zur Verteidigung gegen diejenigen, die mich der Geschichtsfälschung bezichtigen / Die Gaskammer-Frage). Dieses Buch beginnt mit einem Vorwort von Noam Chomsky, in dem er die Freiheit der Meinungsäußerung verteidigt. Noam Chomsky ist jener berühmte Professor jüdischen Glaubens, der einen Lehrstuhl auf der Universität von Cambridge (USA) innehat und der wegen seiner linken politischen Einstellung weithin bekannt ist.

Neun Verbände ehemaliger Widerstandskämpfer oder Antirassisten haben vor zwei Jahren eine Klage eingereicht wegen meiner Veröffentlichungen in „Le Monde“. Sie klagen auf „Schadenersatz“ wegen Geschichtsfälschung. Diese kuriose Klage sollte am 31. März und 1. April vor der Zivilkammer in Paris verhandelt werden.

Es hat sich jedoch etwas ereignet, was meine Gegner und was ich selbst nicht einmal vorausgesehen hatte, nämlich: Serge Thion, Jean-Gabriel Cohn-Bendit und

ihre Freunde haben erreicht, daß sie an meiner Seite gemeinschaftlich mit mir vor Gericht erscheinen dürfen.

Frankreich ist eben nicht Deutschland, zumindest noch nicht, und ich glaube jetzt, daß, wenn der französische Staat in unserem Land in Sachen Geschichte irgendwelche Tabus errichten würde, dies einen wahrhaftigen Sturm der Entrüstung entfachen würde.

Was mich betrifft, ich werde mich nicht beugen, koste es, was es wolle. Ich sage Ihnen dies mit großer Gelassenheit und großem Vertrauen auf die Zukunft

R. Faurisson

Dieser Klarstellung ist wohl nichts hinzuzufügen.

3 X RUDOLF HESS

Am 16. September brachten Rundfunk und einige Tageszeitungen die Nachricht, der 88jährige Rudolf Heß, seit seinem spektakulären Friedensflug vom 10. Mai 1941 in Gefangenschaft der alliierten Siegermächte, sei in sterbendem Zustande in das britische Militärspital eingeliefert worden.

Am 20. September erschien in der in Graz erscheinenden „Kleinen Zeitung“ auf Seite 3 unter der Überschrift „Rudolf Heß: Ein Greis fand kein Erbarmen“ ein bemerkenswert sauberer Nachruf. Nur einen Tag später war in vereinzelter Zeitungen noch festgehalten, Heß sei bereits nach Spandau zurückgebracht worden. Seither nichts mehr. „Er leert den Kelch bis zur bitteren Neige.“

Dazu schrieb uns sein Sohn Wolf Rüdiger Heß im Vorwort u. a.: „Liebe Freunde! Viele von Ihnen haben der Presse Nachrichten über die jüngste Erkrankung von Rudolf Heß entnommen. Er wurde am 15. 9. 1982 mit einer Rippenfellentzündung in das Britische Militärspital verlegt und schon am 20. 9. 1982 wieder nach Spandau zurückgebracht.“

Er hat die Rippenfellentzündung trotz des extrem kurzen Krankenhausaufenthaltes offensichtlich gut überstanden, wovon ich mich persönlich anlässlich meines Besuches bei meinem Vater am 4. Oktober 1982 überzeugen konnte.

Auch sonst ist Rudolf Heß nach wie vor ungebrochen und bei bester geistiger Frische. Auch sein Wunsch und seine Hoffnung, die Freiheit doch noch zu sehen, ist unverändert vorhanden.

Unsere Aktivitäten geben dem großen Einsamen in Spandau Kraft und Stärke durchzuhalten. Solange er weiß, daß er nicht vergessen ist, wird er unbeirrt sein Haupt über seine alliierten Peiniger erheben.

Seine ganz besondere Zustimmung finden unsere Anzeigen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Diese Anzeige hat erneut ein weltweites Echo hervorgerufen und erfreulich hohe Spenden erbracht. Radio und Fernsehen bis nach Nordamerika wandten sich nach Erscheinen der Anzeige an mich wegen eines Interviews. Wir erhielten eine Großzahl von Zuschriften aus aller Welt, die ihrerseits wieder versprachen, sich an ihre Regierungen zu wenden. Im bundesdeutschen Blätterwald war eine beachtliche Reaktion zu verzeichnen. Und nicht zuletzt wissen wir, daß die Verantwortlichen der Gewahrsamsmächte und die der Bundesregierung der Anzeige hohe Bedeutung zumessen, weil damit ihre Absicht umgangen wird, den Fall Heß einfach totzuschweigen.

Bitte unterstützen Sie uns auch weiterhin wie bisher. Je öfter wir mit solchen Anzeigen an die breite Öffentlichkeit treten können, desto größer sind unsere Chancen, daß wir unser Ziel gegen alle Widerstände doch noch erreichen.

Mit aufrichtigem Dank für Ihre Verbundenheit und für Ihre Unterstützung und mit freundlichen Grüßen

Hilfsgemeinschaft „Freiheit für Rudolf Heß“ e. V.
Wolf Rüdiger Heß, Stellv. Vorsitzender“

Von
Menschen
und
Büchern,
die
uns
etwas
angehen

GEDANKEN ZUR WEIHNACHT

Kalte Elektronenhirne
suchen nach des Lichtes Spur —
greifen kühn an die Gestirne,
nicht ans Herz der Kreatur.

Überwunden scheint die Ferne,
schneller rollt das Rad der Zeit;
näher kreisen schon die Sterne,
doch von Herz zu Herz ist's weit.

Blaues Eis der Einsamkeiten
breitet sich dazwischen aus —
dunkle Träume ängstlich schreiten
durch der Sehnsucht stilles Haus.

Herzen möchten Güte spüren,
wie sie aus der Seele bricht;
Liebe wolle sie berühren
in der Weihnacht warmem Licht.

Nimmer soll das Gutsein enden,
sei auch klein die Gabe nur.
Segen blüht aus Gottes Händen,
weisend klar des Lichtes Spur.

Stephanie Zobernig

Aus der Feder unseres Kalenderautors

ISBN 3-7020-0379-7

Anton Graf Bossi Fedrigotti

HEIMKEHR IN DEN UNTERGANG

Ein Roman vom Ende der Donaumonarchie

389 Seiten mit Textabbildungen, einfarbiger Vor- und
Nachsatz, mehrfarbiger, cellophanierter Schutzumschlag,
Ln.

Preis: öS 324.—, DM 36.—

Die meisten Lebenden dieser Zeit kennen das Ende der Donaumonarchie nur vom Hörensagen, selten genug aus einem lückenhaften, womöglich auch noch einseitigen Geschichtsunterricht. Wieviele erregende Parallelen sich aber für die Gegenwart daraus anbieten, bringt keine historische Rückschau so nahe als dieser spannend lesbare, farbige Roman, in dem das Geschehen vor und in den Ersten Weltkrieg hinein auf unverkennbar historische Basis gestellt wurde.

Die gefährlichen slawischen Trautmäntel zwischen unschuldsvoller Staatsbejahung und intrigantem Verrat vermitteln tiefe Zeiteinblicke und weisen Erfahrungen in Vergangenheit wie in die Gegenwart hinein auf, gipfelnd in der ewig gleich bleibenden Verständnislosigkeit Wiens gegenüber tatsächlichen Entwicklungen — auf Eigenkosten.

Wer die gefährliche Lage Kärntens nicht genug ernst zu nehmen gewillt ist, sollte hier begreifen lernen, was immer wieder wirklich gespielt wird und wo Unverständnis und Nachlässigkeit letztlich münden. Die großartige Gestaltungskraft des Autors macht es dem Leser leicht.

Damit die Worte stimmen

Auf die Frage, was er denn zu allererst täte, wenn man ihm die Verwaltung eines Landes übertrüge, gab Konfuzius zur Antwort: „Ich würde den Sprachgebrauch verbessern.“

„Wie das?“ riefen seine erstaunten Schüler, „das hat doch nichts mit den wirklich wichtigen Dingen zu tun! Warum den Sprachgebrauch verbessern?“

Da sagte der Meister: „Wenn die Worte nicht stimmen, dann ist das, was gesagt wird, nicht das Gemeinte. Wenn das, was gesagt wird, nicht das Gemeinte ist, dann gedeihen die Werke nicht. Gedeihen die Werke nicht, so verderben die Sitten und die Künste. Verderben die Sitten und die Künste, so trifft die Justiz nicht das Rechte. Trifft die Justiz nicht das Rechte, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Daher achte man darauf, daß die Worte stimmen. Das ist das Wichtigste von allem.“

(Zitiert aus: Erich Heller, „Die Wiederkehr der Unschuld“.)

HAMILTON FISH LL.D.

DER ZERBROCHENE MYTHOS

F. D. Roosevelts Kriegspolitik 1933—1945

Über US-Präsident Roosevelts Politik zur Auslösung des Zweiten Weltkrieges ist schon viel geschrieben worden. Doch noch niemals hat ein so prominenter US-Politiker wie der republikanische Kongreßabgeordnete Hamilton Fish sen. darüber berichtet, der 25 Jahre lang Mitglied des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten des US-Kongresses und in den entscheidenden Jahren von 1933—1943 dessen führender republikanischer Vertreter war. In scharfer Opposition zu dem zum Kriege treibenden Roosevelt versuchte Fish, sein Land aus dem Kriege herauszuhalten, und 1954 warnte er mit General Mac Arthur vor dem Landkrieg der USA in Vietnam.

Bis in die Einzelheiten belegt der Verfasser aus eigenem Erleben und Mitgestalten sowie aus nachträglichem Aktenstudium, wie US-Präsident Roosevelt seit seinem Regierungsantritt 1933 einseitig die Aufwertung Sowjetrußlands betrieb, sich mit kommunistischen Beratern umgab und in den europäischen Staaten zum Kriege drängte, vor allem durch seinen Botschafter Bullitt in Paris. Insbesondere hebt Fish die bewußten Täuschungen und Lügen Roosevelts hervor, mit denen er seine Politik durchsetzte. Immer wieder und noch im Herbst 1940 versicherte er seinen Landsleuten, nicht in den europäischen Krieg einzugreifen, während er schon lange dazu entschlossen war, darauf hinarbeitete und die Beteiligung der USA auch England schon längst zugesagt hatte. So erklärte der US-Präsident im Herbst 1938 dem gerade zurückgetretenen britischen Außenminister Eden oder im Mai 1939 dem früheren tschechischen Staatschef Benesch, daß die USA ohne Einschränkung einem kommenden Krieg gegen Deutschland beitreten würden. Nach Fishs Meinung würde es ohne Roosevelt und Churchill keinen Zweiten Weltkrieg gegeben haben, höchstens einen Krieg Deutschlands gegen den Bolschewismus.

Erstmalig veröffentlicht Fish seine hochinteressante Unterredung mit Reichsaußenminister von Ribbentrop am 14. August 1939. Ausführlich behandelt er dann Roosevelts Provokation Japans, seine Täuschung der US-Öffentlichkeit durch Geheimhaltung des Ultimatums an Japan vom 26. November 1941 und seine persönliche Schuld am Überfall auf Pearl Harbor, durch den es Roosevelt endlich gelang, sein überwiegend gegen eine Kriegsbeteiligung eingestelltes Volk in den Kampf gegen Japan und Deutschland zu zwingen. In der „Atlantik-Charta“ sieht der Verfasser einen „allen freien Völkern aufgebundenen Bären“ in kennzeichnend Rooseveltischer Täuschungsabsicht. Die Verheimlichung der schweren körperlichen und geistigen Krankheit des US-Präsidenten seit 1944 vor dem Volk und seinen Politikern ist ein ebenso schwerer Anklagepunkt wie der „Verrat der Freiheit in Jalta“, wo Roosevelt ganz Osteuropa und Teile Mitteleuropas den Sowjets auslieferte, nur um sein Lieblingskind, die UNO, von Stalin bewilligt zu bekommen.

Stück um Stück wird so der Mythos um Roosevelt gründlich zerstört und dieser als der große Kriegstreiber und Hauptschuldige am Zweiten Weltkrieg und dessen Millionen Opfern entlarvt.

*Mitteilungen des Freundeskreises der Stiftung Sozialer Friedensarbeit
Satzung, Oktober/Dezember 1983*

Keine der historischen siebenbürgischen Städte hat Schriftsteller und Künstler so häufig und so leidenschaftlich beschäftigt, keine auch brachte so viele von ihnen hervor wie Kronstadt. Zunächst erscheint das widersprüchlich, wurden doch seinerzeit gerade den Bewohnern dieser Stadt unter allen deutschen Städten des Hochlands kühler unternehmerischer Sinn und Nüchternheit nachgerühmt. „Eine seltsame Stadt“, schreibt der achtundzwanzigjährige *Heinrich Zillich* in seinem 1925 erschienenen, hier neu aufgelegten „Kronstadt“-Buch mit den Zeichnungen von *Fritz Kimm*, und fügt in genauem Bild hinzu: „... deutscher Stempel in das Wachs des Orients gedrückt, der über die Ränder ins Innere quillt.“

Vieles trug dazu bei, die am weitesten in Europas Südosten gelegene ehemals rein deutsche Stadt unter ihren Schwestern im Karpatenbogen zur besonderen zu machen. Da sind zum Beispiel die frühen Maßstäbe auf mancherlei Ebenen, die der Deutsche Ritterorden hier zum Unterschied vom übrigen Siebenbürgen im 13. Jahrhundert anlegte und der Stadt und den deutschen Gemeinden der Terra Borza, des Burzenlandes, vererbte; da ist die unvergleichlich schöne landschaftliche Lage vor den weithin bekannten südkarpatischen Gebirgsstöcken des Schulers, des Hohensteins, des Butschtesch und des Königsteins; aber ebenso die in Siebenbürgen nur hier anzutreffende Schroffheit im Wechsel extremer Wetter- und Klimaabläufe; da sind die Gebirgspässe, die Jahrhunderte hindurch die angreifenden Heere und Horden aus Ost und Südost geradewegs auf diese Stadt zuführten, was sie – als Sigismund I. im 15. Jahrhundert die Arbeit an ihren Befestigungsanlagen persönlich überwachte – vorübergehend zum Sitz des Deutschen Kaisers machte; und da ist nicht zuletzt die fast übergangslose Nähe der Stadt zur Welt südlich der Karpaten – zur Donausteppe, zu den Küsten des Schwarzen Meers, zur Weite der Levante, zur Ägäis, zum Orient.

Mehr, als noch bis vor kurzem angenommen, weiß heute die Geschichtswissenschaft darüber zu sagen, wie deutlich Umstände dieser Art einen Menschenschlag formen: weil sie ihn ohne Möglichkeit des Ausweichens fordern. Manches im Persönlichkeitsbild der Erbauer, Bewohner und Verteidiger dieser Stadt erklärt sich vorzugsweise hieraus; vieles ihrer geistigen Wachheit, ihrer Dynamik, ihrer Naturverbundenheit und ihres einst sprichwörtlichen harten Behauptungswillens wird erst auf diesem Wege verständlich.

Als der junge Heinrich Zillich vor über einem halben Jahrhundert seine im weltmännischen Plauderton vorgetragene Liebeserklärung an seine Vaterstadt schrieb – denn eine solche ist dies von *Walter Myss* als Faksimile nun wiederaufgelegte Buch –, trug die Stadt mit dem größten christlichen Sakralbau südöstlich Wiens, der Schwarzen Kirche, nicht allein in der Architektur ihres Kerns, sondern auch im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben weitgehend noch deutsches Gepräge. Unter unseren Augen wurde dies alles anders. Wie Beschwörungsformeln längst besiegelter Epochen lesen sich daher die Sätze dieses Buches, und unter der mühsam verdeckten Melancholie dichterischer Ahnung wird noch einmal das Bild Kronstadts sichtbar, so wie wir es, einst dort daheim, unvergessen in uns tragen.

Hans Bergel

Heinrich Zillich Kronstadt

WORT UND WELT VERLAG INNSBRUCK